Wer lieben will, muß leiden.

Ein Roman

von

Charles Reade.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

»Gnädige Frau, es ist ein junger Herr da, der eine Bitte bei Ihnen anbringen möchte — kommen Sie herein, mein Herr. Aber, gnädiges Fräulein, wo ist denn die Frau Baronin?«

»Meine Mutter ist auf der Terrasse, Jacintha,« sagte Josephine.

»Ich will sie suchen — nehmen Sie einstweilen Platz, mein Herr.«

Eduard begann einige Entschuldigungen zu stammeln. »Ich kann in der That kaum wagen, die gnädige Frau Baronin und Sie, meine Fräuleins, wegen einer solchen Kleinigkeit zu incommodiren.«

»O, Sie incommodiren uns durchaus nicht, mein Herr,« sagte Laura. »Sie sehen, daß wir ganz ruhig fortarbeiten, als ob gar nichts geschehen wäre.«

»Das ist sehr schmeichelhaft, Fräulein Laura.«

Josephine warf ihrer Schwester einen verweisenden Blick zu und sagte dann:

»Wohlan, mein Herr, ich glaube, ich kann Ihnen im Voraus versichern, daß unsere Mutter einem Manne, den wir immer als unsern Freund betrachten müssen, nichts abschlagen wird.«

»Ausgenommen ihre Bekanntschaft,« sagte Eduard in zärtlichem, obschon vorwurfsvollem Tone.

»Also, mein Herr, Sie können uns nicht eine Zurückweisung verzeihen, die uns eben so schmerzlich berührte als Sie?«

Das war eine unerwartete Wendung. Josephinens sanfte Augen und bitternder Ton schienen anzudeuten, daß sie sich vielleicht bewegen ließe, eine Abweisung zurückzunehmen, um derentwillen sie sich beinahe entschuldigt hätte.

»Jacintha hat Recht,« dachte er, »sie ist die Schönste der Schönen.«

»Ach. mein Fräulein,« sagte er mit Wärme, »wie freundlich ist es von Ihnen, so zu mir zu sprechen!«

Die Thür öffnete sich und die Baronin trat herein.

Eduard stand auf und verneigte sich. Die Baronin dankte, winkte ihm, wieder Platz zu nehmen und setzte sich dann ebenfalls.

»Wie ich höre, mein Herr, steht es in meiner Macht, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten.«

»Ja, gnädige Frau, aber es ist eine Kleinigkeit und es thut mir leid, Sie deswegen incommodirt zu haben.«

»Das ist durchaus nicht der Fall, mein Herr. Ich stand eben im Begriff hierherzugehen, als Jacintha mich von der Ehre in Kenntniß setzte, welche Sie mir erzeigen. Also Sie wünschen —«

»Gnädige Frau Baronin, ich bin Jagdliebhaber. Ich bin ein Nachbar von Ihnen, obschon ich nicht die Ehre habe von Ihnen gekannt zu seyn.«

»Dies, mein Herr, hat seinen Grund ohne Zweifel darin, daß ich so selten in die Welt gehe,« sagte die Baronin mit höflicher Unaufrichtigkeit.

»Wohlan, gnädige Frau, ich bin Jagdliebhaber und liege der Jagd zuweilen in Ihrer Nachbarschaft ob, wo es dann häufig geschieht, daß die Vögel sich auf Ihr Revier hinüberflüchten. Wenn ich nun ihnen dahin folgen dürfte, so würde ich oft gute Beute machen.«

»Mein Herr,« sagte die Baronin lächelnd, »folgen Sie diesen Vögeln überall hin, wohin ich ein Recht habe Sie einzuladen. Gleichzeitig muß ich Ihnen mittheilen, daß, seitdem Frankreich reformirt oder vielmehr deformirt worden, man der Herrin von Beaurepaire in dieser Art keine Stimme mehr zuzugestehen pflegt.«

»Frau Baronin,« sagte Eduard, »erlauben Sie mir Sie zu bitten, zwischen mir und denen, welche diese Rücksichtslosigkeit begehen, einen Unterschied zu machen.«

»Das ist schon geschehen,« sagte die Baronin mit der ganzen Grazie des alten Regime.

Rivière verneigte sich tief. Dabei warf er einen verstohlenen Blick um sich und sah, daß Josephine jene Sanftheit der Miene zeigte, welche man zuweilen an jungen Damen wahrnimmt, wenn sie arbeiten und sich für eine Conversation interessiren. Auch Laura arbeitete, aber ihr Gesicht war abgewendet und sie vermochte kaum das Lachen zu unterdrücken.

Rivière fühlte sich befangen.

»Sie macht sich über mich lustig,« dachte er, und dennoch empfand er einen krampfhaften Wunsch mit ihr zu lachen. Deshalb wendete er sich schnell wieder ab.

»Mein Herr,« hob die Baronin langsam wieder an, »darf ich, ohne indiscret zu seyn, fragen, ob es Ihnen viel Vergnügen macht, diese Vögel zu schießen?«

»Nicht sehr viel, wenn ich die Wahrheit gestehen soll,

gnädige Frau, aber es hat immer einen gewissen Reiz, etwas zu verfolgen.«

»Ja wohl,« sagte Laura, fast ohne es zu wollen.

»Sagtest Du etwas, liebe Tochter?« fragte die Baronin in kaltem Tone.

»Nein, liebe Mutter,« entgegnete Laura ein wenig erschrocken, denn trotz ihres Muthwillens wagte sie eben so wenig ein Wort dazwischenzuwerfen, wenn ihre Mutter mit einem Fremden sprach, als sie gewagt hätte, zum Fenster hinauszuspringen.

»Uebrigens,« fuhr Rivière fort, »sind dergleichen Erholungen, wenn man ein beschwerliches Amt hat, sehr angenehm.«

»Ah, Sie haben ein beschwerliches Amt, mein Herr!« sagte die Baronin, während ihr Auge mit zarter Ironie auf seinem rosigen Antlitz ruhte.

Er bemerkte es nicht, sondern antwortete mit einem Anflug von bureaukratischem Stolz:

»Ja, wir Alle, welche dem Staate dienen.«

»Ach, mein Herr, Sie dienen — dem — Staat?«

Sie schien mit jedem dieser Worte, so wie sie es sprach, kälter und eisiger zu werden. Die jungen Damen wechselten Blicke bangen Entsetzens.

»Ich diene Frankreich,« entgegnete Rivière in sanftem Tone, und in seinem Wesen und in seiner Jugend lag etwas, was die alte Dame halb entwaffnete, aber nicht ganz, denn sie sagte, indem sie aufstand, um der Unterredung ein Ende zu machen:

»Wohlan, mein Herr — Sie verzeihen mir, wenn ich es nicht über mich gewinnen kann, Sie Bürger zu nennen.«

Diese letzteren Worte sprach sie im Tone ironischer Höflichkeit.

»Nennen Sie mich, wie Sie wollen, gnädige Frau, nur nicht Ihren Feind.«

Und er sagte dies mit so tiefem Gefühl und diese Unterwerfung der siegenden Partei unter die besiegte war so selbstverläugnungsvoll, daß Josephinen die Thränen in die Augen traten und Laura's Busen sich hob und senkte, während ihre Nadel immer langsamer ging.

»Bürger haben mir zu viel Böses zugefügt,« setzte die Baronin mit einem düstern Blick hinzu.

»Mama!« rief Josephine in bittendem Tone.

»Dann können sie Sie nicht so genau gekannt haben, gnädige Frau,« entgegnete Eduard, »wie ich selbst in dieser kurzen Unterredung — verzeihen Sie mir meine Anmaßung — Sie kennen gelernt zu haben glaube.«

»Wenigstens, mein Herr,« rief die alte Dame freundlich und fast heiter, »wenigstens ist es ein guter Anfang, glaube ich.«

Mit diesen Worten verneigte sie sich und dies hieß natürlich: »Gehen Sie.«

Eduard verneigte sich ebenfalls gegen sie und die jungen Damen und entfernte sich schüchtern, während Laura ihm verstohlen einen triumphirenden Blick nachsendete.

Die Baronin wendete sich zu ihren Töchtern.

»Wißt Ihr vielleicht, wer dieser kleine Republicaner ist, der die Idee erfunden hat, um Erlaubniß zum Schießen der Rebhühner eines Andern zu bitten und welcher, beiläufig gesagt, ein wahres Engelsgesicht besitzt?«

Die Schwestern sahen einander an. Laura sprach:

»Ja, Mama, wir wissen es. Es ist der — Du weißt schon — die Börse —«

Die Baronin erröthete.

»Ha! und warum habt Ihr mir dies nicht gesagt, Kinder?«

»O, Mama, Du wärest dadurch sicherlich in eine unangenehme Stimmung versetzt worden.«

»Sehr rücksichtsvoll!«

»Und wir hätten es Dir leise sagen müssen, was sich doch in Gegenwart eines Fremden nicht schickt.«

»Ist es vielleicht schicklicher zu kichern, wenn ich einen Besuch empfange?« fragte die Baronin spitz.

»Nein, Mama,« antwortete Laura demüthig, und im nächsten Augenblick erröthete sie plötzlich und dann sah sie ihre Mutter an und die Thränen traten ihr in die Augen.

»Wir wollen uns mit einander vergleichen,« sagte die Baronin. »Anstatt zu weinen, weil deine alte Mutter etwas heftiger gesprochen, als sie eigentlich wollte, was in deinem Alter abgeschmackt wäre, sollst Du mir sagen, weshalb Du lachtest.«

»Damit bin ich einverstanden, Mama,« rief Laura, deren Aprilgesicht sich plötzlich wieder aufheiterte; »ich lachte, weil er schon seit zwei Monaten auf deinem Revier gejagt hat, ohne Erlaubniß dazu zu haben.«

»Unmöglich!«

»Ja wohl. Ich habe das Schießen gehört und auch gesehen, daß er und Dard auf unserm Revier herumgestrichen sind. Und jetzt kommt er mit seinem Engelsgesicht, wie Du selbst bemerktest, hierher und bittet Dich um Erlaubniß — ha! ha! ha! — und Du machtest ihm ein Compliment über seine Artigkeit — ha! ha! ha! — Und er nahm das Lob mit

so würdevoller Miene hin — ha! ha! ha! Im Grunde genommen hat er jedoch nur die Zeit umgedreht, zu welcher solche Gesuche von gewöhnlichen Jägern gestellt werden, das heißt, er ist nach der Jagd gekommen anstatt vorher. Aber was kommt weiter darauf an? Die Zeit flieht ja so schnell vorüber — ha! ha! ha! ha! ha!«

»Hm,« sagte die Baronin und schien durchaus nicht amüsirt zu seyn.

Eduard ging frohlockend nach Hause — er hatte den ersten Schritt gethan.

Er ahnte nicht, daß Laura ihm ein Gelächter geopfert hatte und noch weniger, daß ein Kriegsrath zusammenberufen worden und schon jetzt über ihn zu Gericht saß. Hätte er dies gewußt, so würde sich sein frohlockender Gang sofort in einen zitternden verwandelt haben, und dies wäre wieder ein Irrthum von ihm gewesen. Dennoch gibt es zweihunderttausend Menschen, welche glauben, eine Zigeunerin könne die Zukunft vorhersagen.

Dies kann sie aber nicht — die Klügsten von uns können es nicht — Engel können es nicht — selbst der Teufel kann es nicht.

Die Baronin ließ Saint-Aubin rufen, um ihn um Rath zu fragen, wie man den Bürger auf die beste Weise entfernt halten könne.

Der Doctor hörte mit großem Interesse zu und lächelte oft, während die Baronin ihre Theile des Räthsels zu seinen Theilen desselben legte und dann die ganze Sache klar war.

»Aha,« sagte er endlich, »der Schalk hat mich bei meiner schwachen Seite gefaßt, aber ich werde mich dafür rächen.«

»Es handelt sich jetzt nicht um Ihre Rache, sondern was ich thun soll.«

»Ah,« sagte der Doctor, »Sie verlangen meinen Rath, was Sie thun sollen?«

»Allerdings.«

»Hm!« sagte der Doctor, nachdem er eine Weile tief nachgedacht, »mein Rath ist: Laßt sie gehen.«

»Laßt sie gehen,« wiederholte die Baronin ärgerlich, »das ist bald gesagt.«

»Und eben so bald gethan,« antwortete er ruhig.

Die Baronin machte große Augen und eine schwache Röthe überzog ihre zarte Wange bei der kaltblütigen Weise, auf welche ihr Freund eine Frage zu erledigen suchte, die ihr so viel Verlegenheit bereitete.

»Vertrauen Sie der Natur,« sagte der Doctor in wohlwollendem Tone.

»Ich soll der Natur vertrauen!« kreischte die alte Aristokratin mit Schrecken und Entsetzen in ihren Mienen. »Sind Sie von Sinnen?«

»Nein, gnädige Frau, eben so wenig als die Natur — vertrauen Sie dieser. Sie wird die junge Dame und den jungen Bürger rasch genug zusammenführen, ohne daß wir sie erst durch Widerstand zu erhitzen brauchen.«

»Ich bedaure, mein Herr, daß ich Ihre ernsteren Studien um einer so geringfügigen Angelegenheit willen gestört habe,« lautete die bittere, obschon im Tone der vollkommensten Höflichkeit gegebene Antwort.

»Theuerste Freundin, wenn Sie allerdings den Rath zu hören wünschten, welchen politische Vorurtheile oder andere blendende Einflüsse geben, so haben Sie in mir freilich nicht den rechten Mann rufen lassen.«

»Aber,« fuhr die Baronin in stolzem Tone fort, ohne von dieser letzten Bemerkung Notiz zu nehmen, »Sie werden

mich hoffentlich bei den Spinnen entschuldigen, zu welchen und zu deren Werken Sie höchstwahrscheinlich jetzt zurückkehren.«

Auf diesen kaum höflich zu nennenden Wink hin erhob sich der Doctor.

»Da Sie mir es erlauben, gnädige Frau, so werde ich es thun. Ich werde die Natur in Spinnen finden und sie bewundern, aber nicht mehr, als ich sie an der jungen Dame und dem jungen Bürger bewundere, welche jetzt ihrem süßesten Gesetze gehorchen.«

»Genug mein Herr, genug!«

»Eben so wie ich selbst in früheren Zeiten, als die Jugend —«

»Da dies schon sehr lange her seyn muß, und da sich keine Verehelichung als Resultat herausgestellt hat, so wird es vielleicht eben so gut seyn, wenn Sie mir diese Mittheilungen ersparen,« sagte die Baronin, die zu aufgebracht war, als daß sie diese Gelegenheit, dem Doctor einen Hieb zu versetzen, ungenützt hätte vorbeigehen lassen sollen.

»Sehr wahr, gnädige Frau. Wohlan, so wollen wir ein makelloses Beispiel annehmen. Da Sie selbst — die Sie vermält gewesen sind — es in den Tagen Ihrer Jugend nicht mit Ihrer Würde unverträglich gefunden haben, den Trieben zu folgen, welche die Natur —«

»Mein Herr, unsere Conferenz ist geschlossen.«

Der Doctor entfernte sich mit boshaftem Lächeln, denn er machte sich aus dem hochtrabenden Wesen und der scharfen Zunge seiner alten Freundin sehr wenig. Das einzige Geschöpf, vor welchem er sich fürchtete, war Jacintha mit ihrem Kehrbesen.

* * *

Es wäre ganz naturwidrig gewesen, wenn Rivière und die beiden Schwestern einander wieder so fremd geworden wären, als sie es früher waren.

So oft sie einander im Park begegneten, hatte er stets ein Wort für sie bereit und sie antworteten. Allerdings waren es nur einige flüchtige Worte, aber sie glichen kleinen Reisern, die auf geschickte Weise in die Flamme gelegt werden, wenn ein Feuer auflodern soll.

Das Factotum Dard war auch mit thätig.

Sein Schicksal war ein so gewaltiges, daß, selbst während er verwundet in seinem Lehnstuhl saß, eine neue kleine Dienstverrichtung ihm aufgebürdet ward. Er ward ein Zwischenträger, obschon er nicht im Stande war, sich zu rühren. Die Liebenden begegneten sich bei ihm — um ihn zu pflegen.

Zuerst kamen gewöhnlich die beiden jungen Damen oder zuweilen blos Laura und dann konnte man seltsamerweise mit Sicherheit darauf rechnen, daß binnen zehn Minuten auch Eduard da war. Wie sich dies traf, weiß ich nicht, wie es denn überhaupt ein vergeblicher Versuch wäre, jedes seltsame Zusammentreffen, welches sich ereignet, erklären zu wollen. Lieber will ich hier erwähnen, daß der junge Mann in großer Verlegenheit gewesen war, was er mit den zwanzig Goldstücken anfangen sollte.

„Sie sind heilig,“ sagte er.

Endlich aber legte er noch zehn dazu und kaufte dafür ein neues ausgezeichnetes Fernrohr. Die Wissenschaft gab durch ihr Organ, den Doctor Saint-Aubin, ihren Beifall mit diesem Kaufe zu erkennen und versprach sich viel von einem jungen Mann, der seine Wohnung in ein Observatorium verwandelte.

»Einen Politiker, welcher seine Blicke gen Himmel richtet, sieht man nicht alle Tage,« sagte der Doctor.

Eines Tages, als beide junge Damen und Rivière sich bei dem Zwischenträger Dard trafen, kündigte dieser würdige Mann, der sich bis jetzt durch die Tiefe seiner stillen Betrachtungen und durch sein geduldiges Zuhören, wenn Josephine ihm aus guten Büchern vorlas, ausgezeichnet hatte, plötzlich seinen Wunsch an, einige Fragen zu thun.

»Wahrscheinlich will er noch etwas von der Lebensgeschichte der Märtyrer wissen, von welcher ich ihm vorgelesen,« dachte Josephine.

»Ich möchte nemlich wissen,« hob Dard an, »wie es kommt, daß Sie Aristokraten mich so oft besuchen.«

»O Dard,« entgegnete Josephine, »wißt Ihr denn das nicht?«

»Nein, ich weiß es nicht.«

»Nun seht Ihr denn nicht ein, daß dies das Wenigste ist, was wir thun können? Bedenkt nur, wie viele kleine Dienste Ihr uns geleistet habt.«

»Ja, die habe ich allerdings geleistet — das muß wahr seyn.«

»Ich selbst habe gesehen, wie Ihr in dem Garten arbeitetet, die Kuh füttertet, Holz spaltetet, ach leider einmal zu oft, armer Schelm — und Fische aus dem Teiche holtet und —«

»Es ist gut, gnädiges Fräulein! es wäre vergeblich, meine Dienste zu zählen. Der Himmel hat keinem Menschen Finger genug gegeben, um Alles aufzuzählen, was ich geleistet habe.«

»Nun dann seyd Ihr derselben Ansicht wie wir. Ihr habt vollen Anspruch auf unsere Dankbarkeit.«

»Dann sind es also meine Dienstleistungen auf dem Schlosse, welche mir die Ehre dieser Besuche verschaffen?«

»Ja, aber vor allen Dingen das gute Herz, welches Euch dazu bewog.«

Dard schwieg einen Augenblick, dann sagte er plötzlich:

»O, was das betrifft, so gehöre ich allerdings nicht zu den Leuten, welche sich vor der Arbeit fürchten. Etwas mehr oder weniger macht für mich keinen Unterschied. Dennoch aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich alle diese Dienstleistungen Jacintha zu Gefallen verrichtete, nicht aus Rücksicht für Sie.«

»Darnach haben wir weiter nicht zu fragen,« entgegnete Laura. »Wir zogen den Nutzen von eurer Arbeit und sind nun bemüht, uns dafür dankbar zu beweisen. Ach, Dard, wenn wir nur ein wenig reicher wären, dann wollten wir noch weit erkenntlicher seyn.«

»Ja, ich wünschte selbst, daß Sie die reichsten Bürger in Frankreich wären,« sagte Dard.

Eduard begleitete die jungen Damen bis an das Thor der Plaisance und plauderte unaufhörlich, um ihnen die Möglichkeit abzuschneiden, ihm Lebewohl zu sagen und sich auf diese Weise seiner zu entledigen. Sie haßten ihn deswegen nicht.

Daneben befreundete er sich auch immer mehr mit Doctor St. Aubin und, wie denn oft das Gegentheil von dem geschieht, was wir erwarten, er lernte den Doctor liebgewinnen und in hohem Grade bewundern. Der alte Mann war auch in der That ein wahrer Schacht von Kenntnissen und seine Geschmacksrichtungen waren beinahe eben so umfassend als seine Gelehrsamkeit. An der Natur fand er vielleicht mehr Genuß als an etwas Anderem, aber er war auch eben so ver-

traut mit der Poesie, mit der Geschichte und — was unsern Freund Eduard besonders bezauberte — mit der höhern Politik.

In ihren ernstern Gesprächen zeigte er dem jungen Mann, ein wie großes und seltenes Wesen ein wahrer Staatsmann, und was für ein gewöhnliches und kleines Geschöpf der bloße Beamte ist. Er führte Beispiele aus der Geschichte vieler Nationen und Zeiten an und entwickelte bei diesen Gelegenheiten eine Beredsamkeit, welche dem Bürger Rivière tief zu Herzen drang. Mit einem Worte, sie wurden Freunde und Rivière fühlte nicht so bald, daß sie Freunde waren, so rührte ihn sein Gewissen und er sagte bei sich selbst: »Ich will ihm Alles erzählen. Er ist ein guter Mann — ein weiser Mann — ein gerechter Mann. Ich schäme mich meiner Liebe nicht. Ich will ihn bitten, für mich Partei zu nehmen.«

»Mein Freund,« begann er, »ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen.«

Der Doctor sah ihn mit gutmüthig lauerndem Blicke an.

»Es ist möglich, daß Sie vielleicht dadurch nicht sehr überrascht werden,« fuhr Eduard fort.

»Wir werden sehen,« sagte der Doctor.

Nun erzählte Eduard seine Geschichte, wie die Menschen ihre Geschichten zu erzählen pflegen. Er erzählte, wie er als Republicaner durch und durch in diese Gegend gekommen sey — wie er die beiden jungen Damen so sanft, so ruhig und traurig und stets schwarz gekleidet spaziren gehen gesehen — wie ihre Schönheit und Anmuth sie interessant, ihr Unglück aber für ihn heilig gemacht habe — wie nach vielen Begegnungen endlich Fräulein Laura ihn angelächelt und wie dieses Lächeln ihm tief in's Herz gedrungen sey.

Dann erzählte er, sein Complott mit Jacintha verschweigend, wie er aus einer sichern Quelle erfahren, daß die Familie in bitterer Armuth lebe.

Der Doctor seufzte.

Eduard theilte ihm dann ferner mit, wie der innige Wunsch, dieser Familie beizustehen, in Verbindung mit der Schwierigkeit der Ausführung und ihrer Unzugänglichkeit ihm fast den Verstand geraubt habe.

»Ich ward darüber ganz blaß und elend,« rief er halb ärgerlich.

Dann erzählte er die Geschichte mit der Börse und wie glücklich, als er sie hinweggeworfen und sich hinweggestohlen, und wie noch viel glücklicher, als er hörte, daß sie gefunden worden und wie dennoch dieser Versuch zur Unterstützung fehlgeschlagen war.

»Und nun, mein Herr,« fuhr er fort, »werde ich abwechselnd von Hitze und Kälte gemartert. Ich laure stundenlang auf die Möglichkeit, ein Wort oder einen Blick zu erhaschen. Wenn es mir nicht gelingt, so fühle ich mich diesen ganzen Tag unglücklich. Gelingt es mir dagegen, so bin ich eine halbe Stunde lang der glücklichste Mensch in Frankreich. Dann kehre ich in mein kleines Zimmer zurück, welches mir nun vorkommt wie ein Gefängniß. Die Sonne scheint die Erde verlassen und die Hoffnung mitgenommen zu haben. O mein Freund, so sehr ich nun auch Laura liebe, so gibt es doch Augenblicke, wo ich wünsche, sie niemals gesehen zu haben. Sie, die ich liebe, wird mein Verderben seyn, aber dennoch werde ich sie lieben, denn es ist nicht ihre Schuld. Ich bin Tag und Nacht wie in einem Fieber. Meine Amtspflichten, die mir sonst so angenehm waren, sind mir jetzt

widerlich. Ach, mein Herr, bemitleiden Sie mich und rathen Sie mir.«

»Mein junger Freund,« sagte der Doctor, »Sie haben wohl daran gethan, sich mir zu offenbaren. Sie können von zwei Dingen blos eines thun — die Wahl überlasse ich Ihnen.«

»Ich danke Ihnen, mein Freund.«

»Entweder müssen Sie morgen diesen District verlassen —«

»Lieber will ich die Erde verlassen.«

»Oder —«

»Nun? — oder —«

»Sie müssen mit mir zur Baronin kommen und durch mich unterstützt sie um die Erlaubniß bitten, offen als Bewerber um ihre Tochter auftreten zu können.«

»Von Ihnen unterstützt? bin ich wirklich so glücklich? Sind Sie auf meiner Seite?«

»Fest wie ein Felsen,« rief der Doctor, »und was noch mehr ist, ich bin schon seit drei Wochen Ihr geheimer Verbündeter, ein Verräther in dem Lager von Beaurepaire. Eben so habe ich Ihre kleinen Manövers mit mir mit nicht weniger Interesse und Neugier belauert, als ich einen jungen Vogel beobachte, der sein erstes Nest bauet, oder einen Seidenwurm, der seinen ersten Faden spinnt. O Sie brauchen nicht Ihre Blicke abzuwenden, Sie Schalk mit dem Madonnengesichte! Ich erwartete diese Offenbarung von Ihnen; ich wußte, daß sie kommen würde. Ich freue mich, daß sie so bald gekommen ist. — Mangel an Aufrichtigkeit ist unmännlich und in der Jugend ein großer Fehler. Sie sollen nun erfahren, wie weise es ist, aufrichtig zu seyn. — Wie steht es mit Ihren Eltern? Würden diese wohl zugeben, daß Sie eine junge

Dame von vornehmem Stande aber ohne Vermögen heirathen?«

»Mein Herr, ich bin nicht so glücklich, noch Eltern zu haben, Sie müßten mir denn erlauben, Sie als meinen Vater zu betrachten.«

»Recht gern, mein lieber junger Freund! — Wo ist denn meine Dose — ah, ich habe sie zu Hause gelassen.«

»Allerdings habe ich noch einen Onkel, Sie wissen aber wohl, daß man nicht verbunden ist, einem Onkel zu gehorchen, ausgenommen vielleicht —«

»Wenn seine Wünsche das Echo unserer eigenen sind — dann sind wir es.«

»Ueberdies liebt mich mein Onkel — wenigstens glaube ich es.«

»O das ist unmöglich. Sie irren sich wahrscheinlich.«

»Sie sind zu gütig, mein Herr. Ich gefalle nicht Allen, so wie ich das Glück habe, Ihnen zu gefallen, mein Freund. In der That aber, hat mein Onkel keinen Widerwillen gegen die Aristokratie.«

»Um so besser. Wohlan, mein junger Freund, ich bin zufriedengestellt. Der Kampf hat also blos in Beaurepaire statt zu finden. Haben Sie Muth?«

»Ja — nur ist es zuweilen der Muth der Hoffnung, zuweilen der Muth der Verzweiflung.«

»Nun so kommen Sie mit dem Muth der Hoffnung morgen zu mir.«

»Was? auf's Schloß?« rief der junge Mann in großer Aufregung.

»Ja wohl, auf das uneinnehmbare Schloß selbst, wo, so ungereimt es auch scheinen mag, mir das Recht gestattet

ist, meine Gäste zu empfangen. Wäre es mir aber auch nicht gestattet, so würde ich es mir nehmen.«

»Es freut mich, Jemanden so keck von diesem Schlosse sprechen zu hören.«

»Ich werde Sie meiner Freundin, der Baronin, vorstellen.«

»O Himmel!«

»Sie wird Sie empfangen, wie ein Gletscher den Polarstern.«

»Ja, davon bin ich überzeugt. Ich fröstle schon im Voraus.«

»Und taub gegen mich, Ihren Vertheidiger, mit andern Worten, taub gegen den personificirten gesunden Menschenverstand, wird sie dagegen Ihnen Gehör schenken. Meine Eitelkeit wird dadurch verletzt werden und unsere Freundschaft sich in Feindschaft verwandeln.«

Rivière schüttelte verzagend den Kopf:

»Taub gegen mich — mir Gehör schenken — wie wäre dies möglich?«

»Weil sie ein Weib ist — ein Geschöpf, welches sich wohl überreden, aber nicht überzeugen läßt. Vertrauen Sie mir — vertrauen Sie dem ewigen Gesetze der Natur — und kommen Sie morgen um zwölf Uhr zu mir.«

* * *

Als Saint-Aubin das Schloß erreichte, sah er das dicke kleine Pferd an der Thür stehen. Er eilte in das Speisezimmer und traf hier den Notar und die jungen Damen, Alle, wie es schien, in der heitersten Laune. Das Vorhaben des No-

tars war gelungen. Er zeigte dem Doctor, wie er schon den Damen gezeigt, den Contract, durch welchen Bonard bei Vermeidung einer Conventionalstrafe sich verbindlich machte, die Herrschaft Beaurepaire weder zum Verkauf bringen zu lassen, noch seine Forderung an irgend Jemanden Andern abzutreten.

Der Doctor freute sich nicht wenig, schüttelte dem Notar wiederholt die Hand und führte ihn hinauf zur Baronin.

»Nun brauchen wir die Sache weiter nicht zu verheimlichen,« sagte er, »und es wäre höchst ungerecht, wenn wir ihr nicht Gelegenheit geben wollten, sich bei Ihnen zu bedanken.«

Die Baronin empfing den Notar ziemlich kalt und förmlich, doch veränderte sich ihr Benehmen sehr bald. Obschon der Doctor die Gefahr, welcher das Schloß so eben entronnen, unterschätzte, so ward die Baronin doch bei der bloßen Erwähnung bleich wie der Tod. Sowohl ihre Töchter als auch der Doctor bemerkten dies.

»Seltsam,« sagte sie, »ich hatte eine Ahnung.«

Als sie hörte, daß die Gefahr vorüber sey, verrieth ein tiefer Seufzer, wie schon die bloße Erzählung ihr fast den Athem geraubt hatte.

»Der Himmel belohne Sie, mein Herr!« rief sie; »das letzte Mal, als Sie hier waren, ertheilten Sie mir einen Rath, der mich beleidigte, wahrscheinlich, weil es ein kluger Rath war. Nehmen Sie heute meine Entschuldigung an.«

»Dieser bedarf es nicht. Ich konnte nicht anders, als Ihre Vorurtheile achten, obschon ich darunter litt.«

»Für die Zukunft, mein Herr, rechnen Sie auf größere Aufrichtigkeit und vielleicht mehr Demuth, das heißt, wenn

mein Ungestüm Sie nicht für immer abschrecken sollte, jemals wieder guten Rath an mich zu verschwenden.«

»Im Gegentheil, gnädige Frau, wenn Sie mir morgen vielleicht eine Stunde widmen könnten, so würde ich mich freuen, Ihnen ein Mittel zu bezeichnen, durch welches Ihr Besitzthum und das Schloß dem Bereich jeder Gefahr enthoben werden kann, nicht blos der von einem einzigen Gläubiger drohenden, sondern wenn auch alle zusammen sich vorgenommen hätten, gemeinschaftlich die feindseligsten Maßregeln gegen Sie zu ergreifen.«

»Das läßt sich hören!« rief der Doctor.

»Ich stehe zu Diensten,« entgegnete die Baronin.

»Bei dieser Unterredung aber,« fuhr der Notar fort, »wünsche ich, daß die Erbin von Beaurepaire ebenfalls zugegen sey.«

»Wozu?« fragte die Baronin stutzend.

»Die Einwilligung des nächsten Erben,« warf der Doctor ein, »ist wahrscheinlich nothwendig, wenn Arrangements zum Vortheile der Nutznießerin getroffen werden sollen. Doch was schwatze ich denn vom nächsten Erben? Josephine ist ja die gegenwärtige Besitzerin.«

»Ich!« rief Josephine mit einem Gemisch von Erstaunen und Schrecken.

Der Notar betrachtete mit verächtlichem Blick die kleine Familie, welche sich nicht einmal gefragt hatte, wem das Besitzthum gehörte.

»Fräulein von Beaurepaire wird zugegen seyn,« sagte die Baronin.

* * *

Kurz vor zwölf Uhr stand Eduard Rivière am Schloßthore, während ihm ein eisiger Schauer den Rücken hinabrieselte. Die Baronin war in seinen Augen das furchtbarste Wesen, welches die Erde trug. Vor einer Unterredung mit dem ersten Consul hätte er sich weit weniger gefürchtet.

Jacintha führte ihn lächelnd und blinzelnd nach Saint-Aubin's Studirzimmer.

Der Doctor empfing ihn freundlich und empfahl ihm nach einigen ermuthigenden Worten das Studium seiner Käfersammlungen, während er selbst sich zur Baronin begab, um hier seine Rolle als Fürsprecher zu beginnen.

Die Baronin fiel ihm gleich bei dem ersten Wort in die Rede.

»Ach, mein lieber Doctor, verschonen Sie mich mit diesem Thema. Der unangenehmste Trank hört auf, den Gaumen zu reizen, wenn er drei Wochen lang jeden Tag gereicht wird. Wenn blos Sie und ich dabei betheiligt wären, so würde ich ihn nicht länger verordnen, es handelt sich aber um Personen, die uns theuer sind. Josephine, liebe Tochter,« rief die Baronin, »liegt Dir wirklich viel daran, den Bürger Rivière mit seinem Mädchengesicht zu heirathen?«

»Nein, Mama.«

»Laura dürfen wir, glaube ich, gar nicht fragen, denn diese ist für solche Sachen noch etwas zu jung.«

»O zu jung bin ich nicht mehr, Mama, aber ich verspüre keine Neigung.«

»Also mit einem Worte, Ihr könnt beide nicht auf den Freund unsers Doctors reflectiren. Laßt ihn daher gehen. Ja, wenn der Doctor selbst als Freier aufträte, dann würden wir am Ende uns alle Drei um ihn streiten.«

Ein Gelächter wie von silbernen Glöckchen erscholl auf Kosten des armen Doctors. Er verzog aber keine Miene.

»Erlauben Sie mir, Sie an die hauptsächlichen Gründe zu erinnern, die ich für Gestattung der Besuche meines Freundes, des Herrn Eduard Rivière, in diesem Hause geltend gemacht habe.«

»Dann haben wir wohl jetzt eine sogenannte Recapitulation von Ihnen zu erwarten?« bemerkte die Baronin trocken.

»Ja wohl.«

»So wie sie gewöhnlich der endlichen Beseitigung eines erschöpften Themas vorausgeht?«

»Oder die es dem intelligenten Zuhörer begreiflich macht.«

»Vor allen Dingen ist dieser junge Mann gut und tugendhaft, und zweitens liebt er mit Zartgefühl — mit seltenem Zartgefühl. Habe ich Recht, meine jungen Damen? Wohlan, ich erwarte Ihre Antwort — o wie feig sind Sie! — und mit Feuer. Er brennt vor Verlangen, Ihnen Allen Gutes zu erzeigen. Nun wollen wir einmal uns ganz nüchtern fragen: befindet sich die Familie in einer solchen Lage, daß sie einen so vom Himmel gesandten Freund verschmähen könnte? Werden wir eines schönen Tages, wenn das Schloß über unsern Köpfen verkauft ist, nicht zu spät einsehen, daß Unklugheit ein Verbrechen für jeden ist, der nicht blos für sich, sondern auch für theure Angehörige zu sorgen hat? Schauen Sie den Thatsachen ins Antlitz, gnädige Frau. Begreifen Sie heute, was das ganze übrige Frankreich schon längst begriffen hat, daß es nemlich mit den Bourbons zu Ende ist. Dieser Bonaparte besitzt in seinem kleinen Finger mehr Kraft als sämmtliche Bourbons in allen ihren Fäusten. Wenn Sie dies

wirklich bezweifeln, nun gut, so stützen Sie sich auf Ihr gebrechliches und zerbrochenes Rohr, aber nicht mit Ihrer ganzen Last. Vermälen Sie eine Ihrer Töchter an einen Royalisten, die andere aber an einen Mann, welcher der jetzt aufblühenden Dynastie angehört. Dann sind wir sicher, es möge kommen was da wolle, und dieses alte, aber wankende Haus wird nicht fallen so lange wir leben und eben so wenig durch unsere Schuld.«

»Dies mag klug seyn,« entgegnete die Baronin, »ich glaube es. Diese Klugheit aber ist so hart, so eigennützig und so niedrig, daß ich dieses Kind lieber aus dem Zimmer geschickt haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß unser Gespräch eine solche Wendung nähme.«

Laura warf einen trotzigen Blick auf Josephinen, weil diese nicht auch wie sie ein Kind genannt ward.

Saint-Aubin fühlte den Stich, aber blieb gelassen.

»Nun gut,« rief er, »so zeigen Sie mir, daß Sie sich zu etwas weniger Niedrigem und Eigennützigem erheben können, als die Klugheit ist. Betrachten Sie die Tugend dieses jungen Mannes — seinen Charakter.«

»Was wissen wir von seinem Charakter?«

»Was wir von seinem Charakter wissen? Sind wir denn blind, oder können wir die Tugend blos sehen, wenn sie auf dem Papiere uns vor die Augen kommt? Lebt nichts in unserer eigenen Seele, was große Tugend sofort auf den ersten Blick erkennt?«

»Ja, ja, so etwas lebt in uns!« rief Laura mit funkelnden Augen.

»Schweig, mein Kind,« bemerkte die Baronin.

»Bedarf es wohl einer langen Reihe von Bücherschreibern, um uns zu sagen, welche Handlungen gut und schön

sind und höher stehen als das, was der kleine und große Pöbel thut oder bewundert? Was wir von seinem Charakter wissen? Sie wissen, daß in einer Welt, in welcher fast ausschließlich der Egoismus herrscht, dieser arme Jüngling Sie alle geliebt hat wie Engel lieben und wie Sterbliche nicht lieben, und daß er Ihnen, ebenfalls wie Engel, unsichtbar Gutes erzeigt hat. Sie wissen, daß er nicht reich ist und dennoch die Hälfte seines Einkommens Ihnen gewidmet hat, ohne auch nur auf Dank zu hoffen. Ist es seine Schuld, wenn man den unsichtbaren Wohlthäter in ihm entdeckte? Nein! Diese jungen Damen waren zu schlau für ihn, sonst würden sie ihren helfenden Engel niemals kennen gelernt haben. Suchen Sie doch in den Werken der großen Dichter Corneille und Racine eine so unschuldige, so zartsinnige, so engelgleiche Liebe — Sie werden keine darin finden! Sind Sie taub gegen das Gefühl, blind gegen Schönheit des Körpers und der Seele? Dann sehen Sie wenigstens klug und schlau und befreunden sich mit dem sich emporarbeitenden jungen Bürger. Ich habe ihn gemessen — er ist kein Zwerg. Er war in der polytechnischen Schule der Erste — in Frankreich wird er nicht der Letzte seyn. Sind Sie zu vornehm, um klug zu seyn? Dann sehen Sie wenigstens so edel, dem Edlen, Guten und Schönen um seiner selbst willen die Hand zu bieten.«

Die Baronin senkte das Haupt, gab aber keine Antwort.

»Liebe Mutter,« rief Josephine in bittendem Tone, »der gute Doctor meint es aufrichtig. Ich fürchte, er wird an unserer Liebe zu ihm zweifeln, wenn Du ihn abweisest. Noch niemals hat er so laut gesprochen. Mama — liebe Mama, ich bitte Dich.«

»Nun, und was wünschen Sie, was ich thun soll, mein Herr?«

»Weiter nichts als meinen Freund empfangen und ihn für sich selbst sprechen lassen.«

»Nun gut, ich bin damit einverstanden,« entgegnete die Baronin. »Ich bin wie Josephine. Ich liebe es nicht, mich von einem alten Freund anschreien zu lassen.«

»Ich danke Ihnen, meine Damen, für Ihre Rücksicht auf meine Gefühle und — auf Ihre Ohren,« entgegnete der Doctor sarkastisch, indem er sich zugleich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

»Wo wollen Sie hin?« fragte die Baronin.

»Ich will ihn holen.«

»Wie? heute noch?«

»Diese Minute.«

»Meine Töchter, dies war eine Falle, die uns der Doctor gestellt hat. Wo ist denn der junge Mann? In der Plaisance?« fragte sie ironisch, indem sie als gewiß voraussetzte, daß er viel weiter entfernt sey.

»Nein,« antwortete der Doctor, »er ist auf meinem Zimmer und zittert vor der Feuerprobe, die ihm bevorsteht.«

»O es ist ja für ihn durchaus noch nicht zu spät, wieder zurückzutreten,« bemerkte die Baronin. »Besser so als wenn er mich in die Nothwendigkeit versetzte, ihn fortzuschicken.«

»Ehe eine Minute vergeht, wird er hier seyn,« antwortete der Doctor. »Brechen Sie ihm das Herz, wenn Sie überzeugt sind, daß die wirkliche Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, aber thun Sie es wenigstens mit sanfter Hand.«

»Das versteht sich. Mein Kind, mache einstweilen einen Spazirgang auf der Terrasse,« sagte die Baronin.

Laura entfernte sich, nachdem sie Josephinen mit ihrer kleinen Faust gedroht, weil dieser erlaubt ward zu bleiben und ihr nicht.

* * *

»Ach, lieber Freund, sind Sie endlich da?« rief Eduard dem Doctor entgegen, »wie lange sind Sie dort gewesen!«

»Ich habe auch einen schweren Kampf zu bestehen gehabt.«

»Und haben Sie gesiegt? Sind Ihre Gründe durchgedrungen?«

»Meine Gründe? Nein! Diese blieben unbeachtet. Sagte ich Ihnen das nicht gleich?«

»O Himmel!«

»Zum Glück aber schrie ich ein wenig, als ich meine Gründe entwickelte, und Josephine, dieser sanfte Engel, sagte: O, liebe Mutter, wir können das Verlangen des Doctors nicht zurückweisen — er hat geschrien — er, der sonst niemals schreit. Meine Lungenkraft gab also den Ausschlag. Also gehen Sie nun und zeigen Sie ihnen Ihr hübsches Gesicht.«

»Aber, o mein Freund, was soll ich sagen?«

»Was kommt weiter darauf an, was Sie sagen? Weisheit wird Ihnen nichts helfen und Thorheit nichts schaden. Sehen Sie sie mit flehenden Blicken an, gesellen Sie die Sprache Ihrer Züge zu der Logik meiner Lunge. Kommen Sie.«

* * *

»Gnädige Frau, dies ist Herr Eduard Rivière, mein Freund.«

Die Baronin verneigte sich steif.

»Möge meine Achtung und sein eigenes Verdienst ihm eine günstige Aufnahme bei Ihnen verschaffen, und sollten Sie ihn schüchtern und unbeholfen finden, so nehmen Sie, wenn ich bitten darf, Rücksicht auf seine Jugend, auf die Bescheidenheit, welche in der Regel die Begleiterin des wahren Verdienstes ist, und auf die Aufregung seines Herzens in einem solchen Augenblicke. Ich verlasse Sie.«

Mit diesen Worten entfernte sich der Doctor.

Eduard stammelte zitternd und verlegen kaum hörbar:

»Gnädige Frau, ich fühle, daß ich der ganzen Entschuldigungen meines Freundes bedürfen werde.«

Hier schwieg er plötzlich und die Zunge schien ihm an etwas festzukleben und die Fähigkeit der Bewegung zu verlieren.

»Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich höre Sie,« sagte die Baronin.

»Gnädige Frau, ich verdiene Ihre Tochter nicht — aber ich liebe sie. Meine Stellung ist nicht so, wie ich ihr sie bieten möchte — aber ich liebe sie.«

»Wie ist das möglich, mein Herr, Sie kennen sie ja nicht?«

»Ach ja, gnädige Frau, ich kenne sie. Es gibt Seelen, die durch das Auge sprechen. Sagen Sie lieber, daß Sie mich nicht kennen. Und Sie haben das Recht zu zögern, ehe Sie einem Unbekannten gestatten, sich einem so großen Schatze zu nähern. Hierin liegt, wie ich überzeugt bin, das eigentliche Hinderniß. Wohlan, gnädige Frau, da meine Dienste gering sind, so soll auch meine Bitte eine bescheidene seyn — gestat-

ten Sie mir eine Probe. Erlauben Sie mir, Sie zu besuchen. Ich bin noch nicht alt genug, um ein Heuchler zu seyn. Verdiene ich Ihre Gunst nicht, so wird ein Auge wie das Ihre es bald erkennen. Sie werden mich entlassen und ich werde sofort gehen, denn auch ich bin stolz, obschon ich so wenig besitze, worauf ich stolz seyn könnte.«

»Sie scheinen hierbei aber zu übersehen, mein Herr, daß dieses kleine Experiment meine Tochter compromittiren würde.«

»Durchaus nicht, gnädige Frau. Ich verspreche Ihnen, daß dies nicht der Fall seyn soll. Ich schwöre Ihnen, keine Gelegenheit zu mißbrauchen, welche Ihre Güte mir geben wird. Bedenken Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen nur hier die Möglichkeit gewähren kann, meinen Charakter kennen zu lernen. Sie verlassen das Schloß niemals, gnädige Frau. Lassen Sie mich daher zu Ihnen kommen; ich bitte, gestatten Sie mir, Ihnen dann und wann einen Besuch zu machen!« rief Eduard, indem er seine schönen bittenden Augen auf sie heftete.

»Hat man wohl je etwas so Ungereimtes gehört!« rief die Baronin.

»Ach, gnädige Frau, um so mehr werde ich Sie segnen, wenn Sie so großmüthig sind, es mir nicht zu verweigern.«

»Wenn nun aber meine Pflicht verlangt, es Ihnen zu verweigern?«

»Dann werde ich sterben, gnädige Frau — das ist Alles.«

»Ach, Kinderei!«

»Und das wird Ihnen leid thun.«

»Glauben Sie wirklich?«

»Ja, denn Sie haben ein gutes Herz, gnädige Frau —

nur können Sie nicht sehen und wollen nicht glauben, wie — ich — liebe!« rief er, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

»Junger Mann,« rief die Baronin, »wenn Sie weinen, so schicke ich Sie sogleich fort. Man sollte meinen, ich wäre grausam, aber ich bin es nicht — ich bin blos bei meinen fünf Sinnen, aber dieser junge Mann ist es nicht. Vor allen Dingen kann so etwas gar nicht auf diese Weise abgemacht werden. Die erste Annäherung hat nicht durch den Bewerber selbst, sondern durch seine Eltern zu geschehen. Diese eröffnen die Unterhandlung mit den Eltern der jungen Dame.«

»Aber, gnädige Frau, ich bin gar nicht so glücklich, Eltern zu haben.«

»Wie, Sie haben keinen Vater mehr?«

»Nein, gnädige Frau. Ich kann mich nicht einmal auf ihn besinnen.«

»Auch keine Mutter?«

»Nein, gnädige Frau, auch diese starb vor fünf Jahren. Fräulein Josephine kann Ihnen sagen, was ich an diesem Tage verlor. Wenn sie noch lebte, so wäre sie ungefähr in Ihrem Alter. Ach, gnädige Frau, Sie können überzeugt seyn, daß sie nicht mehr lebt, denn sonst würde ich nicht so allein vor Ihnen knien. Sie würde zu Ihnen kommen und sagen: »Gnädige Frau, Sie sind Mutter wie ich. Setzen Sie sich an meine Stelle — mein Sohn liebt Ihre Tochter — er wird sterben, wenn Sie ihn zurückweisen. Haben Sie Mitleid mit meinem Sohn. Ich kenne ihn — er ist Ihrer Güte nicht unwürdig.« O, Fräulein Josephine, sprechen Sie ein Wort für mich, für mich, der ich weniger glücklich als Sie keine Mutter mehr habe — für mich, der ich so ungeschickt spreche

und der ich doch so gut sprechen sollte. Ich werde zurückgewiesen werden — durch meine eigene Schuld — denn mein Herz ist voll, aber meine Zunge ist machtlos. Ach, meine Mutter, warum ließest Du mich allein auf der Welt!«

Die Baronin erhob sich von ihrem Sitz und wendete das Gesicht ab.

Rivière erwartete vor Aufregung zitternd sein Urtheil und wünschte ganz anders gesprochen zu haben, als er gesprochen hatte. Er sah, daß die Baronin ebenfalls zu zittern schien, aber er wußte nicht, wie er dies deuten sollte.

»Ihre Worte haben mich in einige Aufregung versetzt,« hob sie endlich an. »Verlassen Sie mich jetzt, junger Mann. Ich will Ihnen meine Antwort schriftlich senden.

Diese letzten Worte wurden in viel freundlicherem Tone gesprochen, als die früheren, und Eduards Hoffnung stieg.

»Ja, gnädige Frau,« sagte er unschuldig, »so ist es mir auch lieber. Ich danke Ihnen von Grund meines Herzens.«

Mitten in seiner Danksagung aber stockte er, denn zu seiner Ueberraschung nahmen die Augen der Baronin plötzlich den Ausdruck des Schreckens und Erstaunens an. Er drehte sich herum, um zu sehen, was die Ursache sey, und erblickte in einiger Entfernung hinter sich Josephinen, die ihre Mutter mit flehenden Blicken ansah und mit stummer Bitte und nassen Wangen ihre gefalteten Hände emporhob.

Als sie sich entdeckt sah, versuchte sie keine fernere Geheimhaltung, sondern kam mit noch immer gefalteten Händen näher.

»O nein, meine Mutter!« Dann wendete sie sich zu Eduard und sagte: »Sehen Sie denn nicht ein, daß sie Ihnen brieflich eine abschlägige Antwort ertheilen will, weil Sie

nicht den Muth hat, Ihnen in Ihr vertrauensvolles Antlitz zu sehen und den Dolch ins Herz zu stoßen?«

»Ha, Verrätherin!« rief die Baronin.

Eduard seufzte. Josephine blieb ihm mit ihrer bittenden Geberde treulich zur Seite.

»Da geht mir ein neues Licht auf!« rief die alte Dame, »entsetzlich! Wie, Josephine — meine Tochter — ist es möglich, daß Du Dich so sehr für ihn interessirst —«

Josephine senkte ihr anmuthiges Haupt.

»Ja, meine Mutter,« sagte sie kaum hörbar.

Die Baronin stöhnte.

Eduard hob, um sie zu trösten, an:

»Aber, gnädige Frau, es ist nicht —«

»Ha, schweigen Sie!« rief Josephine schnell und im Tone des Schreckens.

Der verblüffte junge Mann schwieg.

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte die Baronin kurz. »Lassen Sie sie gehen — sie wird mehr Einfluß auf mich haben als Sie. Mit einem Worte, mein Herr, ich stehe im Begriff, mich in dieser Angelegenheit mit meiner Tochter zu berathen. Haben Sie die Güte, uns auf einige Minuten zu entschuldigen.«

»Zu Befehl, gnädige Frau.«

Er nahm seinen Hut.

»Ich werde Sie rufen lassen. Mittlerweile gehen Sie und spielen Sie mit jenem andern Kind auf der Terrasse,« sagte sie ironisch, denn das kaum erst in ihr erwachte Gefühl zu seinen Gunsten war nun vollständig wieder erloschen.

Eduard verneigte sich ehrerbietig und that wie ihm befohlen worden.

»Nun ist Alles aus,« sagte die Baronin. »Die Gesinnungen, welche die Nation demoralisirt haben, sind zuletzt auch in meine Familie gedrungen. Meine Tochter wirft sich weg — und nicht einmal an einen Mann, sondern an einen Knaben.«

Josephine näherte sich ihrer Mutter und sank auf die Knie nieder.

»Mutter, hast Du nicht ein wenig Vertrauen zu deiner Josephine? Bin ich so gar thöricht? Bin ich so gar verdorben?«

Und sie lehnte ihre Wange an die ihrer Mutter. Die alte Dame küßte sie.

»Du sollst ihn haben — Du sollst ihn haben, geliebte Tochter. Deine Mutter liebt Dich zu sehr, um Dir etwas zu verweigern.«

Plötzlich aber begann sie zu schluchzen und zu weinen:

»Man nimmt mir meine Kinder! man nimmt mir meine Kinder!«

Und dem Doctor, der in diesem Augenblicke neugierig wieder eintrat, rief sie entgegen:

»Ah, sind Sie wieder da? Nun denn, freuen Sie sich Ihres Triumphes, denn Sie haben gesiegt.«

»Um so besser,« rief der Doctor in heiterem Tone.

»Nichtsdestoweniger ist es ein trauriger Triumph, eine alte Frau, der man Alles genommen bis auf ihre Töchter, auch noch dieser zu berauben!«

Der Doctor senkte die Blicke zu Boden, dann aber kam er theilnehmend rasch auf sie zu und ergriff ihre Hand.

»Meine theure, theure Freundin!« rief er, »die Gesetze der Natur sind unvermeidlich. Früher oder später muß der junge Vogel das Nest der Alten verlassen.«

»Die Natur ist sehr grausam.«

»Dies scheint sie nur zu seyn, weil sie unveränderlich ist. Es gibt auch noch ein Gesetz, welchem Sie und ich in nicht gar langer Zeit werden gehorchen müssen.«

»Ja, Sie haben Recht, mein Freund.«

»Und sollen wir sterben und diese zarten Geschöpfe ihre Genossen und Beschützer in einer Welt voll Wölfe in Schafskleidern selbst wählen lassen? Sollen wir ihnen, so lange wir noch leben, das Licht unseres Alters und unserer Klugheit bei diesem Schritte versagen, von welchem das Wohl oder Wehe ihres ganzen künftigen Lebens abhängt?«

»Sie wissen stets Ihre Ansichten zu vertheidigen. Wohlan lassen Sie den jungen Mann rufen. Er ist gut; er wird mir verzeihen, wenn ich wider Willen manchmal unfreundlich gegen ihn bin. Er wird begreifen, daß er für meine Tochter ein Liebhaber, für mich aber ein Dieb, ein Räuber ist. Er hat keine Mutter — wenn ich nicht so gottlos wäre, so würde ich versuchen, ihre Stelle zu ersetzen — Sie sehen, daß ich ganz vernünftig bin. Und nun sagen Sie mir, wie lange es dauern wird, ehe Sie wiederkommen, um auch Laura von mir zu verlangen. O fürchten Sie nichts — und ich werde sie ebenfalls gehen lassen. Ich bin nicht gesonnen, diesen ganzen Auftritt noch einmal durchzumachen — der erste Kampf ist es der uns das Herz zerreißt. Und doch wußte ich, daß es eines Tages so kommen müßte. Ich erwartete es, aber nicht so bald. Doch gleichviel — ich will vernünftig seyn — heute ist der 4. November. An diesen vierten November werde ich denken! Ich verlange weiter nichts, als daß, wenn Beide fort sind und das Haus verödet ist, man mich ruhig sterben lasse.«

* * *

»Herr Perrin, der Notar, ist unten und wünscht die gnädige Frau zu sprechen,« meldete Jacintha zur Thür hereinschauend.

»Ach ja, ganz Recht!« rief die Baronin. »Hinweg mit unsern Thränen, meine Freunde. Hier kommt ein Mann, der sie nicht verstehen würde. Er würde sagen: »Wie, haben denn diese Leute alle auf einmal Zahnschmerzen bekommen?«

Saint-Aubin entfernte sich, nachdem er den Notar begrüßt, und dieser, die Baronin und Josephine setzten sich so daß ihre Stühle die Form eines Dreiecks bildeten.

Der Notar begann damit, daß er erklärte, es habe ihm nicht wenig Mühe gekostet, den widerspenstigen Gläubiger zu besiegen, auch habe er seither erfahren, daß ein zweiter weit stärkerer Gläubiger höchst wahrscheinlich auf Bezahlung oder auf den Verkauf der Herrschaft dringen werde.

Die Baronin ward durch diese Mittheilung in nicht geringe Aufregung versetzt. Der Notar blieb jedoch ganz kalt und beobachtete scharf.

»Bonard,« sagte er, »hat erst die andern Gläubiger aufgehetzt, sonst wäre es ihnen sicherlich nicht eingefallen.«

Er bemerkte weiter, daß dies alles seine Gedanken seit mehren Tagen unablässig beschäftigt habe.

»Es wäre,« fuhr er mit kaltblütiger Offenheit fort, »wirklich Schade, wenn diese Besitzung einer Familie entrissen werden sollte, welche dieselbe seit den Tagen Carls des Großen behauptet hat.«

»Das verhüte Gott!« rief die Baronin indem sie ihre zitternden Hände gen Himmel hob.

Der Notar huldigte dem republicanischen Glaubensbekenntniß in allen seinen Zweigen.

»Die Vorsehung, gnädige Frau, mischt sich nicht in Geschäftssachen,« sagte er. »Nur Geld kann die Besitzung retten. Lassen Sie uns daher nach etwas Solidem umsehen. Haben Sie sich vielleicht auf irgend ein Mittel besonnen, um Geld zur Bezahlung dieser Schulden aufzutreiben?«

»Nein. Welche Mittel könnte es noch geben? Es haften bereits so viel Hypothekenschulden auf der Besitzung, als sie werth ist — so sagen Alle.«

»Und das ist auch wahr!« bemerkte der Notar rasch.

»Aengstigen Sie sich nicht, gnädige Frau — ich bin noch da.«

»Ach, mein Freund, möge der Himmel Sie belohnen!«

»Gnädige Frau, bis zur gegenwärtigen Zeit habe ich keine Klagen über diesen Himmel zu führen. Beiläufig erlauben Sie mir, Ihnen zu zeigen, daß es sich mit mir immer besser macht. Hier, mein Fräulein, ist eine Tändelei, welche man mir geschenkt hat,« und er knöpfte seinen Ueberrock auf und zeigte ihnen ein Stück dreifarbiges Band und eine Spange. »Was mich betrifft, so gebe ich nicht viel auf dergleichen Dinge,« fuhr er fort, indem er vor befriedigter Eitelkeit beinahe barst, »die Welt aber läßt sich dadurch blenden. Ich kann Ihnen aber auch noch etwas Besseres zeigen.«

Er zog einen Brief heraus.

»Dieser Brief ist von dem Minister des Innern an einen meiner Clienten und enthält das Versprechen, daß ich der nächste Präfect seyn werde, und der gegenwärtige Präfect liegt, wie ich mich freue, Ihnen sagen zu können, auf dem Sterbebette. Sonach, gnädige Frau, wird Ihr gehorsamer Diener binnen wenigen kurzen Monaten nicht mehr Notar, sondern Präfect seyn. Dann werde ich meine Notariatspraxis verkaufen — sie ist wenigstens ihre hunderttausend Francs

werth, und ich schmeichle mir, daß Sie, wenn ich Präfect bin, sich meiner nicht schämen werden.«

»Eben so wenig als jetzt, mein Herr,« sagte die Baronin höflich, »wir werden Ihr Verdienst stets anerkennen. Aber —«

»Ich verstehe Sie, gnädige Frau. Sie sehen eben so wie ich auf das, was solid und dauernd ist. Nun denn — ich habe auch Geld.«

»So — nun um so besser für Sie.«

»Ich habe viel Geld. Es ist jedoch in sehr vielen kleinen, obschon einträglichen Anlagen zerstreut. Wollte ich plötzlich alle diese kleinen Summen einziehen, so würde das mit einigem Verlust verknüpft seyn.«

»Das bezweifle ich keineswegs.«

»Aber dennoch, gnädige Frau, wenn Sie und Fräulein Josephine nur einen geringen Grad jenes freundschaftlichen Gefühls gegen mich besitzen, welches ich in so hohem Grade für Sie hege, so werde ich alle diese Capitale einziehen. Sechs Monate werden dazu hinreichend seyn. Zwei Drittel Ihrer Gläubiger sollen sofort abgefunden werden. Ein einziger Mann, auf den ich mich verlassen kann, einer meiner Clienten, der nicht wagt mir etwas abzuschlagen, wird das noch übrige Drittel vorschießen und dann ist die Besitzung gerettet. Binnen anderweiten sechs Monaten wird dann auch selbst diese verminderte Schuld liquidirt und das Schloß Beaurepaire mit Park, Wiesen, Feldern und Alleen bis auf die alte Eiche so frei seyn wie die Luft, und keine Macht der Erde soll es Ihnen, mein Fräulein, und Ihren Leibeserben rauben können.«

Die Baronin schlug in der Extase ihrer Freude die Hände zusammen.

„Aber was sollen wir dafür thun, mein Herr?“ fragte Josephine ruhig, „denn mir scheint, als könnte es nur durch große Opfer von Ihrer Seite bewirkt werden.“

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein, für den Scharfsinn, mit welchem Sie sehen, daß ich Opfer bringen muß. Ich würde es Ihnen nimmermehr gesagt haben, aber Sie haben es gesehen — und ich bedaure nicht, daß Sie es gesehen haben. Gnädige Frau, gnädiges Fräulein, diese Opfer erscheinen mir gering — sie werden mir wie nichts erscheinen — sie sollen nie erwähnt oder auch nur angedeutet werden, wenn Sie mir Ihrerseits eine weit schwerere Verbindlichkeit auflegen — wenn mit einem Worte —“ hier öffnete der Verächter alles Flittertandes wieder seinen Rock und ließ sein dreifarbiges Band sehen — „wenn Sie, gnädige Frau, mich zu Ihrem Schwiegersohn, wenn Sie, mein Fräulein, mich zu Ihrem Gatten annehmen wollen.“

* * *

Die Baronin und ihre Tochter sahen einander schweigend an.

„Ist das ein Scherz?“ fragte endlich Erstere die Letztere.

„Kannst Du das glauben, meine Mutter? Antworte Herrn Perrin. Vor allen Dingen, meine Mutter, vergiß nicht, daß er uns so eben einen Dienst geleistet hat.“

„Ich werde es nicht vergessen. Mein Herr, erlauben Sie mir, mein Bedauern auszusprechen, daß Sie, nachdem Sie in der letzten Zeit unsere Dankbarkeit und Achtung gewonnen, diesen Weg eingeschlagen haben, durch welchen diese Gefühle nothwendig beeinträchtigt werden müssen. Dennoch aber,“ setzte sie mit sanfter Höflichkeit hinzu, „wollen wir Ihre guten

Dienstleistungen gegen diese — diese Verirrung Ihres Urtheils in Anschlag bringen. Das Ergebniß ist daher immer noch zu Ihren Gunsten, vorausgesetzt, daß Sie niemals auf dieses Thema zurückkommen. Sind Sie damit einverstanden?«

Das Benehmen der Baronin war ein sehr tactvolles und ihre letzten Worte wurden mit dem Ausdruck offener Freundlichkeit gesprochen.

Es lag durchaus nichts darin, was Perrin abgehalten hätte, den Gegenstand fallen zu lassen und mit der Familie gut Freund zu bleiben.

Ein Mann von Ehre oder ein wirklich Liebender würde dies auch gethan haben.

Herr Perrin war keines von Beiden, er sagte daher in fast drohendem Tone:

»Sie weisen mich also ab, Madame?«

Der Ton und die Worte waren schon jedes für sich allein mehr. als der Stolz der Baronin vertragen konnte. In kaltem, aber höflichem Tone antwortete sie:

»Ich weise Sie nicht zurück. Ich ziehe eine Beleidigung nicht in Erwägung.«

»Beruhige Dich, liebe Mutter,« sagte Josephine, »er hat uns nicht beleidigen wollen.«

»Ah, das klingt etwas vernünftiger!« rief Perrin.

»Es gibt Menschen,« fuhr Josephine fort, ohne auf ihn zu achten, »die nur Eines ins Auge fassen — ihren Nutzen. Es war ein Anerbieten, welches uns höflich in der Art und Weise gemacht ward, wie Geschäfte gemacht zu werden pflegen. Lehne es in demselben Geiste ab, liebe Mutter. Dies ist es, was Du zu thun hast.«

»Mein Herr, Sie hören, was meine Tochter sagt.«

»Ich bin nicht taub, gnädige Frau.«

»Sie treibt die Höflichkeit ein wenig zu weit. Im Grunde genommen ist dies jedoch ein guter Fehler. Wohlan, mein Herr, ich brauche nicht zu antworten, da Fräulein von Beaurepaire Ihnen geantwortet hat; ich will Sie aber nicht länger aufhalten.«

»Also, Sie werfen mich zum Hause hinaus?« rief der Notar zähneknirschend. »Sie verschmähen einen Mann, den noch Niemand beleidigt hat, ohne es schwer zu bereuen! Sie sind mir Verbindlichkeiten schuldig und Sie glauben mir die Thür weisen zu können! Sie sind in meiner Gewalt und Sie glauben, ich werde mir dies von Ihnen gefallen lassen? Sagen Sie noch einmal, ich solle gehen, und bei allen Teufeln! in weniger als einem Monat werde ich hier stehen und Ihnen die Thür zeigen!«

»Ach mein Gott! mein Gott!«

»Dann werde ich sagen: Beaurepaire ist mein! verlassen Sie es augenblicklich!«

Während er diese furchtbaren Worte sprach, deren jedes die Baronin wie ein Donnerschlag traf, sank diese, deren Muth mit ihrem Stolze nicht gleichen Schritt hielt, über die Armlehne ihres Stuhles und rief in kläglichem Tone:

»Er drohet mir! Er drohet mir! Ich fürchte mich vor ihm!«

Und dabei hielt sie ihre zitternden Hände empor, als ob sie physische Gewalt fürchtete.

Aber wie wenn ein Habicht eine zitternde Taube gefaßt hat und plötzlich ein Königsfalke auf ihn herabstößt, so schnell und unwiderstehlich, aber weit schrecklicher und majestätischer warf Josephine von Beaurepaire sich zwischen ihre Mutter und den Notar, der mit verschränkten Armen sich auf brutale, drohende Weise ihr näherte. Sie war nicht mehr die Jose-

phine, als welche wir sie gesehen, die ruhig schmachtende Schönheit, sondern die Erbin von Beaurepaire, todtenbleich vor Zorn, während ihre Augen Blitze schossen.

»Nichtswürdiger! Sie wagen sie zu beleidigen und vor meinen Augen! Zurück, Elender, oder ich —«

Und sie hob ihre Hand hoch empor, höher als jemals eine Hand gehoben worden zu seyn schien, und wenn er noch einen Augenblick gezögert hätte, so glaube ich, sie wäre auf ihn herabgeschmettert, und wenn dies geschehen wäre, so wäre er zu ihren Füßen niedergestürzt, nicht unter der Wucht dieser Hand — der Blitz ist nicht schwer — sondern von dem elektrischen Schlage, der sich dadurch entladen.

Er prallte drei Schritte zurück und wäre beinahe rücklings niedergestürzt. Sie folgte ihm auf dem Fuße, stark in diesem Augenblicke wie Herkules, schön und schrecklich wie der Erzengel Michael den Satan hinwegscheucht. Er wagte nicht vor ihr Stand zu halten, oder konnte es vielmehr nicht. Er krümmte, drehte und wand sich das ganze Zimmer entlang, während sie ihm Schritt für Schritt folgte.

»Das sollt Ihr büßen!« zischte die Schlange, als sie sich über die Schwelle ringelte. »Ihr sollt wie ich von hier ausgetrieben werden, aber nicht wie ich auf kurze Zeit, sondern auf immer und ewig — das schwör' ich!«

Die Baronin lag stöhnend, zitternd und einer Ohnmacht nahe in ihrem Lehnstuhl, die stolze Jungfrau stand wie ein strafender Engel mit noch hoch erhobener Hand und flammendem Blick an der Thür und der elende Perrin entfernte sich mit schlotternden Knien, vor Wuth keuchendem Herzen und knirschenden Zähnen, während in seinen Augen das Feuer der Hölle loderte.

II.

»Mein Fräulein,« sagte Eduard, als er Laura's auf der Terrasse ansichtig ward, »Ihre Mutter schickt mich hierher, um mit Ihnen zu spielen.«

»Mein Herr!«

»Es ist so. Sie sagte: Gehen Sie und spielen Sie mit dem andern Kinde.«

»Unsere Mütter nehmen sich zuweilen Freiheiten heraus, die wir uns aber von einer fremden Person nicht gefallen lassen.«

»Mein Fräulein, es war mir ganz eben so zu Muthe wie Ihnen, als dieser Ausdruck auf mich angewendet ward, aber es ist so süß, irgend etwas mit Ihnen zu theilen, wäre es selbst eine Beleidigung — ein Makel.«

»Also man hat Sie hierhergeschickt, um mir die Zeit zu vertreiben?« fragte sie stolz.

»So scheint es.«

»Mag ich es nun gern sehen oder nicht?«

»Nein, mein Fräulein. Sobald Sie mir durch ein einziges Wort den Wunsch verriethen, allein zu seyn, sollte ich mich entfernen — dies ward vorausgesetzt.«

»Nun so gehen Sie.«

»Ich gehe.«

Er that einige Schritte, um die Terrasse zu verlassen.

»Herr Rivière,« rief die junge Dame ihm in ruhig freundlichem Tone nach, als ob nichts geschehen wäre.

Er kam wieder zurück.

»Wie gedankenlos Sie sind! Sie gehen fort, ohne mir zu sagen, was Sie hinter meinem Rücken mit meiner Mutter von mir gesprochen haben.«

»Ich habe Sie mit keinem Wort erwähnt!«

»O, um so besser.«

Nun erzählte das eine Kind dem andern Alles, was es zur Baronin gesagt und was diese darauf geantwortet, und das eine Kind erröthete, indem es dies erzählte, und blickte dann und wann schüchtern auf, um zu sehen wie das launenhafte Kind es aufnähme und das launenhafte Kind nahm eine stolze Miene an, als ob es sagen wollte: »Ich höre aus bloßer Höflichkeit einen trockenen Bericht über gewisse rein theoretische Dinge an, an welchen ich kein persönliches Interesse habe.«

Ein dann und wann sich zeigendes Erröthen verlieh dieser Leistung eine reizende Inconsequenz und würde einen bejahrten Zuschauer zum Lachen gereizt haben.

Als Rivière auf Josephinens Einmischung zu sprechen kam und wie ihre Mutter glaubte, sie sey es, die er liebe, und wie Josephine zu seiner großen Ueberraschung diese Täuschung begünstigte und wie dann die Flut sich sogleich zu seinen Gunsten gewendet, da rief unsere junge Schauspielerin, dem ungestümen Drange ihres Wesens folgend und einen Augenblick aus der Rolle fallend:

»Ha! Daran erkenne ich Dich, meine gute Josephine.«

Nicht so bald aber hatte sie dies gesagt, so schlug sie die Augen nieder und ihre Wangen glühten.

Rivière wußte nicht was er denken sollte.

»Aber mein Fräulein,« sagte er, »ich bitte Sie, erklären Sie mir — irre ich mich vielleicht doch — ist sie —«

»Was denn?«

»Ich meine, thut sie —«

»Was denn?«

»Sie wissen schon was ich meine.«

»Nein, ich weiß es nicht. Wie sollte ich es auch wissen? Wie eitel doch diese Kinder sind! Wenn sie es auch thäte, würde sie es wohl in Ihrer Gegenwart gestanden haben?«

»In der That, ich erstaune über Sie, Fräulein Laura. Jacintha hat also Recht. Sie bekennen, daß Alles, was Ihr Geschlecht sagt, eine Lüge ist. O pfui!«

»Nein, nicht Alles,« entgegnete Laura mit beispielloser Naivetät, »blos gewisse Dinge. Quälen Sie mich nicht,« rief sie mit plötzlicher halb kindischer Heftigkeit. »Seyen Sie überzeugt, daß Josephine eine gute Freundin von Ihnen war, nicht weil sie die Kinder liebt, sondern weil sie gar nicht ist wie wir Anderen, sondern ein Engel, der alle Menschen liebt — sogar Sie, mein Herr.«

»Das denke ich eben auch,« antwortete Eduard ernst. »Die Baronin hält Sie für ein Kind — aber Sie sind erfahren genug, um mich in Verlegenheit zu bringen, mein Fräulein.«

»Das kann wohl seyn.«

»Und Fräulein Josephine dachte, es dürfe mir nicht gestattet werden, überhaupt in das Haus zu kommen, wenn in diesem kritischen Augenblicke ein zweites Vorurtheil in den Weg käme.«

»Was für ein Vorurtheil?«

»Daß Sie noch zu jung sind, um zu lieben.«

»Das ist kein Vorurtheil — das ist Thatsache. Ich mein Herr, bin in der That dazu noch viel zu jung.«

»Nein, nein, das wollte ich nicht sagen. Ich wollte sagen, zu jung, um geliebt zu werden.«

»O, dazu bin ich allerdings nicht zu jung. Nicht im mindesten.«

»Und deshalb vermittelte der Engel Josephine blos aus Mitleid zu mir — das ist meine Lösung des Räthsels. Möge der Himmel sie dafür segnen!«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Lösung des Räthsels eine sehr abgeschmackte ist.«

»Es ist aber die richtige.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Ganz bestimmt.«

»Dann würde es also nichts nützen, wenn ich Ihnen widerspräche?«

»Nein, nicht das Mindeste.«

»Dann werde ich Ihnen auch nicht widersprechen.«

»Wohlan, Fräulein Engel, vielleicht komme auch ich an die Reihe,« sagte der junge Mann mit zitternden Lippen. »Auf ein Wort von Ihnen ließe ich mich in Stücke reißen, weiter sage ich nichts.«

»Wenn Sie so sprechen, gefallen Sie mir viel besser.«

»Fräulein Laura?«

»Herr Eduard?«

»Wollen Sie vielleicht mit dahin kommen, wo die große Eiche steht?«

»Nach der Plaisance, meinen Sie?«

»O, die Plaisance heißt es? Welche reizende Namen hat doch hier alles! Wohlan, wenn Sie mit nach der Plaisance

kommen wollen, so will ich Ihnen eine Zeichnung von dem herrlichen alten Baume machen, den ich so liebe.«

»Und was für ein Recht haben Sie, ihn zu lieben? — er gehört nicht Ihnen, sondern unser. Sie lieben immer etwas, was Sie nichts angeht.«

»Ich liebe Dinge, die man nicht umhin kann zu lieben — ist das ein Verbrechen?«

»Er kann nicht umhin einen Baum zu lieben, das zarte Geschöpf!«

»Nein, ich kann nicht umhin einen Baum zu lieben, aus welchem Sie herauskamen, um meine Bekanntschaft zu machen.«

»Unverschämter! Wohlan, zeichnen Sie ihn mit zwei Damen, welche herausgeeilt kommen, während ein Knabe vor Schrecken wie angewurzelt steht.«

»Das ist nicht nöthig — diese Scene ist mehr als gezeichnet — sie ist unser Aller Erinnerung für immer eingegraben.«

»Der meinen nicht! der meinen nicht! O wie ängstlich waren Sie — ha! ha! ha! — und wie ängstlich würden wir gewesen seyn, wenn Sie es nicht gewesen wären. Hören Sie mich an. Es war einmal — erschrecken Sie nur nicht, es war nach Noah's Zeit — es war einmal ein Hase, welcher, weil er den Jäger fürchtete, an einem Teiche vorüberrannte. Die Frösche sprangen erschrocken in's Wasser. »Seht,« rief der Hase, »hier gibt es also Geschöpfe, die ich meinerseits erschrecke — ich bin der Donnerkeil des Krieges.« Entschuldigen Sie, daß ich Lafontaine citire. Bis zu Carl dem Zwölften von Schweden bin ich noch nicht gekommen, ich bin noch ein Kind.«

»Und ich freue mich darüber, denn wenn Sie erwachsen sind, werden Sie für mich viel zu klug seyn — das ist klar.«

»Mein Herr, soll ich Ihnen ein Geständniß machen? Sie werden nicht böse darüber seyn. Ich könnte Ihr Mißfallen nicht ertragen.«

»O, ich fürchte, daß Sie dies könnten — deshalb will ich Sie nicht auf die Probe stellen.«

»Dann fühle ich mich seltsamerweise geneigt, auf dieser Terrasse auf- und abzugehen, während Sie jenen Baum in der Plaisance zeichnen.«

»Widerstehen Sie dieser Neigung, vielleicht flieht sie von Ihnen.«

»Nein, fliehen Sie von mir und zeichnen Sie. Ich werde Ihnen binnen wenigen Minuten nachkommen.«

»Ich danke Ihnen; so dumm bin ich nicht.«

»Zweifeln Sie an meinem Wort, mein Herr?« fragte sie stolz.

»Das verhüte der Himmel, mein Fräulein! nur sah ich nicht sogleich ein, daß es ein ernstes Versprechen war, welches Sie mir die Ehre erzeigen, zu geben. Ich gehe.«

Er ging und stellte sich auf die westliche Seite der Eiche, nahm sein Skizzenbuch heraus und arbeitete eifrig und rasch. Eben war er mit den Umrissen des Baumes fertig und führte einen Theil des ungeheuern Stammes im Einzelnen näher aus, als seine Augen plötzlich geblendet wurden. In der Mitte der Rinde, die hier und da durch große warzenähnliche Auswüchse entstellt ward und vor Alter überall rissig und geborsten war, zeigte sich ein Stückchen bunte Farbe gleich einem Mohnblatt an einer Kerkerwand und funkelte durch ein großes Loch in der braunen Rinde.

Es war Laura's Gesicht, welches hindurchlugte. Wie göttlich erschien es dem Auge des jungen Liebenden! Der Bleistift ruhte und mit offenem Munde starrte der Zeichner das

bezaubernde Antlitz an, welches muthwillig durch die Rinde des alten Baumes herausschaute.

Sagen Sie mir, meine schönen Leserinnen, kannte Laura den Werth dieses düstern Rahmens im Gegensatz zu ihrer Blüthe und Jugendfrische? O nein, sie war ja nur noch ein Kind!!!

In dem Augenblick, wo sie sich entdeckt sah, hallte der alte hohle Baum wieder von schalkhaftem Gelächter und heraus kam die Dryade.

»Ich bin schon lange hier!« rief sie. »Was für ein ernsthaftes Gesicht Sie machten — ha! ha! ha! Lassen Sie doch einmal das Product dieser gelehrten Studien sehen.«

Er zeigte ihr seine Arbeit. Sie schlug sogleich einen andern Ton an.

»O wie schön!« rief sie, »und wie schön haben Sie das gezeichnet! Welche Uebung müssen Sie in dieser Kunst haben! Sie sind ein Künstler, mein Herr,« sagte sie mit ernster Miene. »Ich werde künftig mehr Respect vor Ihnen haben,« und sie machte ihm einen tiefen Knix. »Vergessen Sie nicht, daß Sie mir diese Zeichnung versprochen haben,« setzte sie hinzu.

»Sie wollen sie also annehmen?«

»Ja wohl. Machen Sie sie erst fertig, aber gleich!« rief die gebieterische junge Dame.

»Erst muß ich Sie bitten, sich neben den Baum zu stellen.«

»Wozu?«

»Weil ich einen Contrast brauche. Der Baum ist ein Bild des Alters und allmäligen Verfalles, deshalb muß ich eine Verkörperung der Jugend und des aufblühenden Liebreizes danebenstellen.«

Sie antwortete nicht, sondern schlug eine Art Pirouette, hüpfte nach der ihr angewiesenen Stelle und blieb hier, indem sie dem Zeichner den Rücken zukehrte, stehen.

»Aber so geht's nicht, mein Fräulein! Sie müssen sich herumdrehen.«

»Auch das soll geschehen,« rief sie und als sie sich herumdrehte, sah er, daß ihre Wangen glühten. Schmeichelei ist süß.

Das Naturkind freute sich darüber und schämte sich doch zugleich, dies zu errathen — und so zeichnete er sie und schaute fortwährend von dem Papier und hatte in seiner Eigenschaft als Zeichner das Recht, ihr voll und gerade in's Gesicht zu schauen, und er that dies mit langen zögernden Blicken, welche ernst und handwerksmäßig begonnen und zärtlich endeten, so daß das arme Mädchen kaum wußte, wo sie hinsehen sollte, um nicht von seinem Auge versengt zu werden wie eine zarte Blume, oder aufgesogen wie der perlende Thau.

O, glückliche Stunde! o glückliche Tage der Jugend und Unschuld und ersten Liebe!

* * *

»Da kommt meine Schwester! Es muß etwas vorgefallen seyn.«

Josephine kam bleich und keuchend auf sie zugeeilt.

»O meine Kinder!« rief sie und konnte vor Aufregung einen Augenblick lang nicht sprechen.

Eduard und Laura näherten sich ihr mit der größten Bestürzung.

»Ein großes Unglück ist über uns gekommen und ich bin die Ursache davon.«

»O Himmel!«

»Wir haben jetzt einen Feind — einen tödtlichen Feind — Perrin, der Notar, ist es. Mein Herr — Laura — er beleidigte uns — er beleidigte meine Mutter — und ich konnte das nicht ertragen und ich beleidigte ihn wieder.«

»Du, Josephine?«

»Ja! Wohl magst Du Dich wundern. Wie wenig kennen wir uns selbst. Aber unsere Mutter saß zitternd in ihrem Stuhl, ihr edles, ihr geliebtes Antlitz war todtenbleich und sie hielt ihre Hände vor ihr geheiligtes Haupt, denn der Schurke drohte ihr mit seiner Stimme und mit roher Geberde.«

»O meine arme Mutter!« rief Laura.

»Dieser Schurke! Und ich war nicht zur Stelle!« knirschte Rivière.

»Aber augenblicklich, ich weiß selbst nicht wie, warf ich mich ihm entgegen und rief: Zurück, Elender!«

»Das war recht!«

»Ich hob die geballte Faust empor. O, wenn er nur einen Augenblick lang Miene gemacht hätte, mir Widerstand zu leisten, so hätte ich ihn ins Gesicht geschlagen. Ich hätte ihn ermordet. Ich war stärker als ein Löwe und eben so grimmig. Ich war nicht mehr ich selbst. Ich kannte keine Furcht, ich, die ich jetzt wieder ganz Furcht bin. Ach Kinder, es war ein einzelner Feigling. Wäre es ein Regiment von Tapfern gewesen, so würde ich mich ihm entgegengeworfen haben — um meiner Mutter willen. Wahnsinnige, die ich war!«

»Sie edles Wesen — Sie Göttin — ich liebte und ehrte Sie blos — aber nun bete ich Sie an!« rief Eduard.

»Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, was meine Heftigkeit zur Folge gehabt hat. Ach, ich, die ich meine Schwester so liebe, habe sie ins Verderben gestürzt. Ich habe die Mutter ins Verderben gestürzt, die ich zu schützen suchte. Ich habe dem Hause Beaurepaire den Untergang bereitet. Denn jener feige Bösewicht besitzt das Herz eines Teufels. Er sagte uns, er habe niemals eine Beleidigung verziehen und unser Schicksal ruht in seiner Hand. »Das sollt Ihr büßen!« rief er, als ich ihn über die Schwelle trieb. »Ihr sollt wie ich von hier ausgetrieben werden, aber nicht wie ich auf kurze Zeit, sondern auf immer und ewig. Es soll nicht lange dauern, so werde ich wieder hier stehen und zu Euch sagen: Marsch hinaus!« Und das wird er thun. Es steht in meinem Herzen geschrieben, welches noch vor einem Augenblick vor Wuth glühte und jetzt von eisigem Schreck erfüllt ist. Er wird es thun — er wird kommen, bewaffnet mit dem Gesetz — dem eisernen Gesetz — und zu uns armen Schuldnern sagen: Marsch hinaus!«

»Und wenn er dies thut,« sagte Eduard in festem, nachdrücklichem Tone, »so will ich Ihnen sagen was geschieht. Ich haue ihn mit meiner Reitpeitsche, daß er liegen bleibt, und Sie bleiben in Ihrem Hause.«

»Das nenne ich gesprochen wie ein Mann!« rief Laura mit Wärme.

»Du sprichst wie ein Kind,« sagte Josephine. »Dennoch können Sie vielleicht etwas für mich thun?«

»Haben Sie vielleicht heute für mich nichts gethan, daß Sie diese Frage thun können?«

»Davon wollen wir nicht weiter sprechen, mein Freund.«

»Nein,« rief der junge Mann vor Bewegung zitternd, »wir wollen nicht davon sprechen. Es sind dies Dinge, von welchen man nicht spricht, sondern —«

Und aus Mangel an Worten faßte er ihre beiden Hände und küßte sie heftig und dann erfaßte er ihr Kleid und küßte dasselbe.

»Sie kennen Bonard, den Pächter — er wohnt ungefähr eine Stunde von hier.«

»Ja, ja.«

»Nun so eilen Sie über die Wiesen nach seinem Hause und erkundigen Sie sich, ob Perrin bei ihm gewesen ist, seitdem er das Schloß verlassen hat. Er hat nur wenige Minuten Vorsprung. Vielleicht kommen Sie hin, ehe er wieder fort ist.«

»Ehe er wieder fort ist! Ich werde eher dort seyn als er! Glauben Sie denn, ein kleines dickes Pferd könne einen Schurken seiner Schurkerei so schnell entgegentragen, als ich laufen kann, wenn ein Engel es mir befiehlt?«

»Und dann werden Sie wieder nach Beaurepaire kommen und es mir sagen.«

»Ja! ja!« rief er und eilte davon.

Die Schwestern folgten langsam bis ans Thor, und sahen dem ungestümen jungen Manne nach, als er quer durch den Park rannte.

»Er bleibt gar nicht auf dem richtigen Wege,« sagte Josephine.

»O,« sagte Laura, »was sind für ihn Wege! Er hat kein Vorurtheil zu Gunsten gebahnter Straßen. Er begibt sich auf dem kürzesten Wege zu Bonard, darauf können wir uns verlassen.«

»Wie wacker er läuft, Laura! Wie stolz er den Kopf trägt! Wie leicht und ungezwungen sind seine Bewegungen und dennoch, wie schnell kommt er vorwärts — schon ist er am Rande des Parkes.«

»Ja, aber Josephine, die Dornhecke — dort ist kein Durchgang — kein Steg. Was wird er thun? Ah!«

Eduard hatte das Räthsel der Hecke gelöst. Durch ein ihm geläufiges Manöver, welches aber den jungen Damen bis diesen Augenblick unbekannt geblieben, steigerte er die Schnelligkeit seines Laufes und that einen Sprung gerade auf die Hecke los, traf aber, da er sich in der Luft umdrehte, mit dem Rücken anstatt mit dem Gesicht dagegen an und brach durch die Wucht dieses Sprunges hindurch, so daß er einen Augenblick später schon weit über das Hinderniß hinweg war.

Die Mädchen sahen einander an. Josephine lächelte wehmüthig. Laura blickte hoffnungsvoll auf.

»Unser ganzes Leben lang haben wir diese Hecke für eine Schranke gehalten, die kein Sterblicher passiren könne — aber er machte keine langen Umstände damit.«

»Darum fasse Muth, meine Schwester. Geh hinein, Laura, und tröste unsere Mutter.«

»Ja, meine Schwester — aber allein? Wo gehst Du hin?«

»In die Capelle.«

»Ah, Du thust wohl daran!«

»Ja, Laura, Gott, der Beschützer der Witwen und Waisen, ist stärker als böse Menschen. Ach meine Schwester, wir gehen einer schweren Zeit entgegen!«

III.

Laura versuchte ihre Mutter zu trösten. Das Thema, welches sie zu diesem Zwecke wählte, war der junge Rivière. Sie schilderte seinen Eifer, seinen Entschluß, die Absicht des Feindes zu vereiteln — wie, das wußte sie nicht, aber sie war überzeugt, daß er es thun würde. Seinen Sprung durch die Hecke verschwieg sie natürlich ebenfalls nicht.

Die Baronin hörte sie an wie ein verwundetes Thier, welches von einer Fliege umsummt wird. Der Notar war ihre Wunde, der junge Staatsbeamte die sie belästigende Fliege. Als ihre Geduld erschöpft war, schüttete sie die Schale ihres Zornes über ihn aus.

Launenhafte Wesen wie Laura, welche einen Anbeter selbst gern necken und sich sogar mit ihm streiten, sind gewöhnlich im Gegensatze hierzu geneigt, ihn hinter seinem Rücken zu vertheidigen und zwar auf muthigere Weise als die, deren Gemüth ein liebenderes ist. Vielleicht fühlen sie, daß sie ihm diese Schadloshaltung schuldig sind. Vielleicht auch betrachten sie jeden Tadel, den Andere über ihn aussprechen, als einen Eingriff in ihr Monopol, den sie sich nicht gefallen lassen.

Laura vertheidigte Eduard mit so viel Wärme, daß ihre Mutter sehr bald errieth, daß sie die junge Dame war, wegen welcher Eduard nach Beaurepaire gekommen war.

Die Baronin war über diese Entdeckung so empört, daß Laura ihre unvorsichtigen Worte bitter bereute.

»O, Mama, sieh mich nicht so an! Ich bitte Dich, sey lieber wieder zornig, aber sieh deine Laura nicht mit diesem Blicke an. Ich kann doch nicht dafür, daß ich herangewachsen und Dir ähnlich bin. Ich kann nicht dafür, daß man mich hübsch findet und mir lästig fällt. Aber, liebe Mama, ich bin ja gar nicht verbunden, ihn zu lieben. Ich mache mir nicht das Mindeste aus ihm — Dich und Josephinen liebe ich weit, weit mehr — und wenn er Uneinigkeit zwischen uns veranlaßt, so werde ich ihn hassen. Ja, ja, Du kannst mich ganz leicht dahinbringen, daß ich ihn hasse — den armen Knaben.«

»Ich bin selbst Schuld daran,« sagte die Baronin. »Es ist eine Schwäche der Eltern, niemals einzusehen, daß ihre Kinder keine Kinder mehr sind.«

»Ich bin neunzehn und ein halbes Jahr, liebe Mutter, und er ist erst einundzwanzig. Du siehst also, es ist sehr natürlich.«

»Ja, es ist sehr natürlich. Geh nun, und erzähle dem Doctor Alles, was an dem heutigen unglücklichen Tage geschehen ist. Ich bin ganz erschöpft. Ich sehne mich nach einer Person meines eigenen Alters, um mich aussprechen zu können. Ach, wie unglücklich bin ich!«

Niemals seit Beginn unserer Erzählung saß eine traurigere Gesellschaft um den kleinen Tisch und das einzige Licht in der Ecke jenes umfangreichen Zimmers.

Josephine war von düsteren Befürchtungen erfüllt und maß sich die Schuld an dem drohenden Untergange ihrer Familie bei.

Der Doctor theilte ihre Besorgnisse und ärgerte sich im Stillen nicht wenig, daß er sich durch den Wolf im Schafskleide hatte täuschen lassen.

Laura war traurig, denn jetzt zum ersten Male war die Eintracht des kleinen Kreises gestört und sie selbst war die Ursache davon.

Die Baronin blickte düster vor sich hin und schien seit dem Morgen um viele Jahre älter geworden zu seyn.

»Sie sind müde, gnädige Frau,« sagte der gute Doctor. »Lassen Sie mich Ihnen rathen, sich heute ein wenig früher als gewöhnlich zur Ruhe zu begeben.«

»Nein, mein Freund, ich wünsche vielmehr ein wenig länger da zu bleiben und Euch alle anzusehen. Wer weiß wie lange wir noch beisammen sind.«

Es trat wieder drückendes Schweigen ein.

Laura flüsterte Josephinen zu:

»Sage der Mutter, sie könne ihn fortschicken, sobald es ihr beliebt. Mir ist es ganz einerlei.«

»Nein, nein,« sagte Josephine, »das ist es nicht, woran sie denkt. Sie hat Recht — ich habe Euch Alle ins Verderben gestürzt.«

Die Thür öffnete sich.

»Herr Rivière!« rief Jacintha und einen Augenblick später ward der junge Mann unter der Thür sichtbar.

»Ist dies wohl eine Stunde —« begann die Baronin.

»Er kommt auf meinen Wunsch,« sagte Josephine hastig.

»Das ist etwas Anderes.«

Eduard nahte mit raschem Schritte und trat vor die düstere Gruppe wie ein Sonnenstrahl, der den Nebel durchbricht. Er verneigte sich der Reihe nach.

»Fräulein Josephine, er war dort,« begann er dann seinen Rapport. »Als ich über den letzten Zaun sprang, trabte sein kleines dickes Pferd eben in Bonard's Hof hinein. Er muß es tüchtig gespornt haben.«

Josephine, welche sich in ihrer Aufregung von ihrem Stuhle erhoben hatte, um den Bericht des jungen Mannes anzuhören, setzte sich mit der Miene getäuschter Erwartung wieder nieder.

»Ich lauerte, um zu sehen, was aus ihm würde. Er blieb eine gute Stunde bei dem Pächter — dann ritt er wieder nach Hause. Ich folgte ihm, that aber nichts — Sie verstehen mich — weil ich keinen ausdrücklichen Befehl von Ihnen hatte. Wohl aber ging ich nach Hause und holte meine Reitpeitsche — hier ist sie. Sobald Sie ein Wort sprechen, oder mit dem kleinen Finger das Zeichen geben, soll sie in Anwendung gebracht werden und zwar tüchtig.«

Und der junge Mann hob seine Peitsche, um ein wenig damit zu knallen, aber der Knall ging los wie ein Pistolenschuß.

»Mein Himmel!« rief die Baronin erschrocken und sprang beinahe von ihrem Sitze auf.

Eduard bat verlegen um Entschuldigung.

»Sie Hitzkopf!« rief Laura, lächelte ihn aber beifällig an.

»Jetzt handelt es sich nicht um Reitpeitschen,« sagte Saint-Aubin mit Würde.

»Und der Mann ist uns schon feindselig genug gesinnt, ohne daß wir ihm noch wirklichen Grund zu geben brauchen, uns zu hassen,« bemerkte Josephine.

»Wir werden nun nicht lange mehr hier sehn,« murmelte die Baronin.

»Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen zu widersprechen wage, gnädige Frau.«

»Wir sind ruinirt und keine Macht kann uns retten.«

»O ja, gnädige Frau, es gibt Jemanden, der es kann.«

»Wer könnte mich jetzt retten?« fragte die Baronin im Tone tiefer Niedergeschlagenheit.

»Ich!«

»Sie, junger Mann?«

»Ja, ich, wenn Sie es mir erlauben.«

Diese fast wahnsinnig klingende Behauptung überraschte Alle in solchem Grade, daß sie nicht einmal die Geistesgegenwart besaßen, sie für abgeschmackt zu erklären, sondern einander verwundert ansahen.

Der junge Staatsbeamte benutzte dieses Verstummen seiner Zuhörer und fuhr in etwas pomphaftem Tone fort:

»Frau Baronin und Sie, mein Herr, der Sie mich mit Ihrer Achtung beehren, und Sie, Fräulein von Beaurepaire, die ich anbete, und Sie, Fräulein Laura, welche ich — vielleicht wird es mir noch einmal erlaubt — welche ich — kurz, hören Sie mich sämmtlich an. Sie haben mir die Ehre erzeigt, mir den Zutritt zu Ihnen zu gönnen, den ich so lange vergebens gesucht. Lassen Sie mich daher auch heute versuchen, mich Ihnen dafür einigermaßen dankbar zu beweisen und die Meinung des Herrn Saint-Aubin, meines gütigen Vertheidigers, einigermaßen zu rechtfertigen. Gnädige Frau, nur Ihre gänzliche Geschäftsunkenntniß und die gänzliche Vernachlässigung Ihres Besitzthums ist Schuld, daß Sie sich gänzlich ruinirt glauben.«

Die Baronin lächelte ungläubig, sagte aber nichts.

»Kommen wir zur Sache,« fuhr der junge Mann fort. »Sie leben jetzt von ungefähr zwölfhundert Francs jährlich, dem Ueberschusse der Renten nach Bezahlung der Zinsen für die auf der Besitzung lastenden Forderungen.«

Die Baronin und ihre Töchter erschraken und erstaunten über die Kenntniß, die Rivière von ihrem Geheimnisse hatte, und errötheten schweigend über ihre Armuth.

»Der wirkliche Ueberschuß nach Bezahlung Ihrer Hypothekenzinsen aber beträgt fünftausend zweihundert Francs, oder sollte doch wenigstens so viel betragen. Ihre Pachtgüter sind um wenigstens vierzig Procent unter ihrem wahren Werthe verpachtet. Ihre Pächter zerfallen in zwei Classen — in solche, welche niemals Pachtcontracte gehabt haben, und in solche, deren Contracte schon längst abgelaufen sind. Die Pächter sind daher in Ihrer Macht und sobald Sie sich entschließen können, Ihr wirkliches Einkommen haben zu wollen, so brauchen Sie nur ein Wort zu sprechen und ich werde es Ihnen verschaffen.«

Die Baronin lächelte immer noch ungläubig.

»Mein Herr,« sagte sie, »Sie können Recht haben. Ich verstehe von Geschäften sehr wenig, aber so viel weiß ich, daß die Pachtgüter eher zu hoch verpachtet sind und keineswegs zu niedrig. Das sagen Alle.«

»Wer sagt es denn, gnädige Frau?«

»Die Leute, welche es am besten wissen müssen — die Pächter selbst. Zwei ihrer Weiber waren vorige Woche hier und beklagten sich über die schweren Zeiten.«

»Wie! Diese Lügner, in deren Interesse es liegt, dieses Lied zu singen! Nennen Sie mir bessere Gewährsleute.«

»Nun jener Mann, der Notar, sagte es auch, und in

diesem Punkte wenigstens sehe ich wohl nicht ein, welches Interesse —«

»Sie sehen nicht ein, welches Interesse er hat?« rief Eduard.

»Lassen Sie mich wenigstens ausreden,« sagte die Baronin mit dem Ausdrucke verletzten Stolzes.

»Verzeihen Sie, gnädige Frau, mein Eifer für Sie wallte über. Ist es aber wirklich möglich, daß Sie nicht einsehen, welches Interesse dieser elende Rabulist dabei hat?« rief Eduard. »Ich bitte Sie, gnädige Frau, sehen Sie die Sache an, wie sie ist. Beaurepaire ist gleichsam ein verendendes Edelwild, von welchem alle die kleinen Raben hier herum sich mästen und welches die größeren Geier oder Perrins lieber ganz in ihr Nest tragen möchten. Die Herrschaft Beaurepaire ist die schönste im ganzen Bezirke. Der erste Baron verstand sich recht wohl darauf, den besten Boden zu wählen. Es ist fetter Thon von einem halben Dutzend Bächen bewässert. Ach, wenn Sie diese Besitzung selbst bewirthschaften könnten, wie mein Onkel die seine, dann könnten Sie trotz der darauf ruhenden Lasten noch reich werden.«

»Selbst bewirthschaften! Ist er toll?«

»Nein, gnädige Frau, ich bin nicht toll. Es bedarf keiner großen Geschicklichkeit, um Wiesenland zu behandeln, besonders solches wie das Ihrige, wo das Gras von selbst wächst. Ich stehe dafür, daß Jacintha dies besorgen könnte, wenn Sie sich nicht selbst damit befassen wollen, und ohne daß sie deswegen ihre Küche zu vernachlässigen brauchte. Sie besitzt mehr Intelligenz, als Wiesenland erfordert. In diesem Falle würde Ihr Einkommen zwölftausend Francs jährlich betragen. Sie erschrecken vor diesem Gedanken. Wohlan, ich nehme ihn zurück und sage siebentausend Francs jährlich, die

dreitausend Francs aber bringe ich Ihnen um der jungen Damen und um der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes willen auf — sind Sie damit einverstanden? Aber lieber Doctor, die Baronin scheint unwohl zu seyn — sie antwortet mir nicht! Ihre Lippen sind farblos! O was habe ich gethan! ich habe unbedachtsam und voreilig gesprochen.«

»Es ist nichts, junger Freund!« sagte die Baronin mit matter Stimme; »die Aufregung — der Kummer war zu groß —« und sie sank wieder zurück in ihren Stuhl, aber Laura's Arm stützte sie bereits und Josephine holte ein Flacon herbei.

»Es ist weiter nichts als Erschöpfung,« sagte der Doctor. »Die Baronin hätte sich nach einem so aufregenden Tage eher zur Ruhe begeben sollen.«

»Er hat Recht, liebe Kinder,« sagte die Baronin; »in meinem Alter bietet man seinem ärztlichen Rathgeber nicht ungestraft Trotz. Reiche mir deinen Arm, Laura,« sagte sie und entfernte sich langsam, sich auf ihre Tochter stützend.

Diese kleine Bevorzugung war nach den kurzen Differenzen des Tages ein Trost für Laura, und Josephine schien denselben nicht für ganz zufällig zu halten, denn sie widerstand ihrem Wunsche, ihre Mutter auf der andern Seite zu stützen, und ging blos langsam mit dem Licht vor ihnen her.

Als die jungen Damen zurückkehrten, wurden sie von Eduard mit einer Flut von ängstlichen Fragen bestürmt.

Saint-Aubin unterbrach sie.

»Sie werden Ihnen nicht die Wahrheit sagen,« bemerkte er, »vielleicht wissen sie sie selbst nicht. Es ist theils Ermüdung, theils Aufregung, woran die gute Baronin leidet. Dies aber würde ihre Kräfte nicht so schnell untergraben, als es

geschieht, wenn — wenn — ihre Kost zusagender oder mit einem Wort nahrhafter wäre.«

»O, lieber Doctor,« rief Laura, »wir geben ihr ja das Beste, was wir haben.«

»Das weiß ich, mein lieber Engel, aber Sie geben ihr bloße Leckerbissen, die keinen kräftigen Nahrungsstoff enthalten. Was sind Trauben und Aepfel und Birnen und Pfirsiche? Weiter nichts als Wasser. Was sind Compots? Wasser und Kleber, aber keine Faser. Was ist Salat? Nichts als Wasser. Was sind beinahe alle Vegetabilien? Sechsundneunzig Procent Wasser, wie kürzlich durch die Analyse eines meiner Freunde in Paris bewiesen worden. Die Natur ist sehr schlau. Sie versteckt das Wasser hinter hundert köstliche Düfte und Gerüche und wir nennen es dann Nahrung. Mehl und Fleisch — diese sind die eigentliche Nahrung — alles Uebrige ist Wasser, Luft, nichts. Die Baronin steht in dem Alter, wo der Mensch nicht viel auf einmal, aber oft essen und nur das Nahrhafteste genießen muß.«

»Von diesem Tage an soll sie es haben,« rief Eduard. »Wir wollen uns zu diesem Zwecke verschwören.«

»Ja, ja,« rief Laura, »wir wollen uns verschwören.«

»Wir wollen ihr nützlicher seyn, als sie sich selbst jemals seyn wird. Sie sahen wie rasch sie sich meinen Plänen, die Absichten ihrer Feinde zu vereiteln, widersetzte? Wir wollen handeln, ohne sie erst zu fragen und ohne daß sie etwas davon weiß.«

»Wie aber?«

»Ich werde mir's überlegen. Vor allen Dingen lassen Sie uns an ihre Gesundheit denken.«

»Ja wohl, an diese vor allem Andern.«

»O, ich danke Ihnen, Eduard!« rief Josephine mit Wärme.

»Wohlan denn, wir müssen auf folgende Weise beginnen. Eine von Ihnen, meine jungen Damen, muß um die Erlaubniß bitten, der Hauswirthschaft vorzustehen. Sie können ja sagen, Sie wünschten sich auf die Zeit vorzubereiten, wo Sie selbst Herrin eines Haushaltes seyn werden. Vielleicht machen Sie zuerst diesen Vorschlag, Fräulein Laura?«

»Ich? ich werde niemals Herrin eines Haushaltes seyn!« rief Laura. »Es ist auch gar nicht meine Absicht. Um Alles in der Welt willen möchte ich es nicht seyn.«

»Na, na, nur nicht so heftig,« sagte Josephine. »Es wird am besten seyn, wenn ich den Vorschlag mache. Ich werde dem Scheine nach Herrin des Haushaltes seyn, da aber Laura mich in allen Dingen beherrscht, so wird sie die eigentliche Herrin seyn. Stimmt das mit Ihren Ansichten überein, mein Herr?«

»Dafern sie sich dazu versteht, mir zu gehorchen,« antwortete Eduard. »Darf ich noch um ein Licht bitten?«

Josephine klingelte.

»Noch ein Licht, Jacintha.«

Mittlerweile zog Eduard, der viel zu eifrig war, um lange auf etwas zu warten, eine Karte aus der Tasche und breitete sie auf dem Tische aus. Jacintha kam mit dem Lichte, brauchte aber, von ihrer Neugier gequält, ziemlich lange, ehe sie es anzündete, während sie sich zugleich bemühte, höchst gleichgiltig auszusehen.

»Nun, nicht wahr, Sie Alle wissen, was für eine Karte dies ist?«

»Nein,« sagte Laura; »die Karte von Frankreich ist es

nicht, aber ich kann auch nicht sagen, was für ein anderes Land es ist.«

»Ei, ei, schämen Sie sich! Ich stehe dafür, daß Jacintha es weiß. Was für eine Karte ist das, Jacintha?«

»Es ist die Karte von Italien,« entgegnete Jacintha fest und ohne jenes Zögern, welches bei manchen Menschen von gänzlicher Unbekanntschaft mit einem Gegenstande unzertrennlich ist.

Eduard seufzte.

»Wirklich, ich hätte geglaubt, sie wenigstens würde Beaurepaire kennen, wenn sie es sähe.«

Jacintha warf ungläubig den Kopf empor.

»Wie kann es denn Beaurepaire seyn? Beaurepaire liegt in der Bretagne, und dieses Land da ist ja viel größer als die Bretagne. Und die Karte von der Bretagne hängt unten.«

»Ah!« rief Laura, »wirklich, hier ist das Schloß!«

»Alle Heiligen stehen uns bei! Ja, es ist wirklich so! und hier ist der Park, in welchem zwei Damen spaziren gehen. Ich sehe aber Herrn Rivière nicht, der doch fast eben so oft darin ist als Sie, gnädige Fräuleins,« bemerkte Jacintha schüchtern.

»Welch ein unglücklicher Mangel!« rief Laura.

»Ich freue mich, daß Sie ihn so nennen — er läßt sich aber sehr leicht ergänzen,« entgegnete Rivière und zeichnete mit seinem Bleistift rasch einen jungen Mann, der neben den Damen einherschritt und seiner Geberde und Haltung nach zu urtheilen, ihnen die ausgesuchtesten Schmeicheleien zu sagen schien.

Jacintha entfernte sich schmunzelnd.

Die Karte ward auf das Wärmste bewundert.

»O im Kartenzeichnen habe ich etwas los,« bemerkte Rivière, »und erhielt in der polytechnischen Schule fast bei jeder Prüfung die darauf gesetzte Prämie.«

»Und wie schön colorirt sie ist! Aber was sind denn das für eine Menge Namen?« fragte Josephine. »Der Jungfernbusch! Davon habe ich ja noch nie etwas gehört!«

»Wie, Sie haben noch nichts von dem Jungfernbusch gehört?« rief Eduard. »Sie wollen wissen, was es ist? Es ist eine Art Moorland — ich habe neulich ein paar Schnepfen darauf geschossen.«

»Aber Sie haben ja keine Bäume darauf gemalt, woran man sehen könnte, daß es ein Wald oder Busch ist.«

»Bäume? Es steht kein Baum darauf und hat schon seit zwei- oder dreihundert Jahren keiner daraufgestanden.«

»Aber warum nennen Sie es dann einen Busch?«

»Das weiß ich selbst nicht. Ich weiß weiter nichts davon, als daß es Schnepfen darauf gibt — was nach meiner Ansicht kein kleiner Vorzug ist.«

»Da steht ferner geschrieben: der Hirschpark,« sagte Laura. »Von diesem habe ich auch noch nie gehört.«

Eduard faltete die Hände und rief:

»Sie kennen Ihre eigenen Felder nicht! Der Hirschpark ist jetzt ein großes Stück Ackerland, nicht weit von Darb's Hause, welches Sie hier sehen. Jetzt passen Sie einmal auf.«

Der junge Mann zeigte ihnen nun die Gehöfte der verschiedenen Pächter und die Felder, welche zu jedem Gehöfte gehörten, und sogar die Beschaffenheit des Bodens eines jeden Feldes.

Sie sahen ihn verwundert und verblüfft an und erstaunten über den Umfang und die Genauigkeit seiner Kenntnisse über einen Gegenstand, über welchen sie nicht blos völlig ununter-

richtet waren, sondern von welchem sie auch geglaubt hatten, es sey für sie gar nicht möglich, ihn kennen zu lernen.

Rivière schloß mit der Versicherung, daß er sorgfältig jedes einzelne Feld vermessen und abgeschätzt habe, und daß sämmtliche Pachtgüter um volle vierzig Procent unter ihrem Werthe verpachtet seyen.

»Ihre Frau Mutter,« setzte er dann hinzu, »hat Anspruch auf einen Theil der Einkünfte, Sie aber sind die eigentlichen Besitzer der Herrschaft.«

»Wir?«

»O gütiger Himmel, Sie wissen nicht einmal, wem Ihr Besitzthum gehört! Wohlan, ertheilen Sie mir Vollmacht, als Ihr Agent aufzutreten, denn sonst bekommen wir unsere vierzig Procent niemals. Weder Sie noch Ihre Mutter wissen mit diesen scheinheiligen Blutigeln umzuspringen, die Ihnen seit fünfzig Jahren das Blut ausgesogen haben — diesen Hyänen, welche gestöhnt und gewinselt haben, weil sie Ihnen nicht auch noch das Mark ausnagen konnten.«

»Lieber Freund,« sagte Josephine, »ich würde Ihr Begehren mit dem größten Vergnügen erfüllen, aber unsere Mama würde sich dadurch sehr verletzt fühlen — es ist unmöglich.«

»Fräulein Josephine, Sie haben gesehen, wie Ihre Mutter meine Vorschläge zu Ihrer Aller Besten aufnahm. Erwägen Sie, daß ich stark genug bin, um Ihre Feinde zu besiegen — dafern ich nemlich blos Feinde zu bekämpfen habe. Soll ich aber die Baronin und Ihr Vorurtheil und obendrein auch noch Perrin und die Pächter bekämpfen, dann ist die Niederlage gewiß und ich wasche meine Hände in Unschuld.«

»Aber bedenken Sie doch, Ungestümer — unserer Mutter, die wir so lieben, können wir unmöglich trotzbieten.«

»Ihr trotzbieten? Davon soll gar nicht die Rede seyn. Sie brauchen ihr ja nicht Alles zu erzählen, was Sie thun.«

»Allerdings nicht. Sie wissen, Doctor, wir verschwiegen ihr Bonard's Drohung, bis die Gefahr vorüber zu seyn schien.«

»Und wir thaten wohl daran,« setzte Laura hinzu. »Ach, wenn sie gewußt hätte, was während dieser ganzen Zeit über ihr schwebte.«

»Was meinen Sie dazu, Doctor?« fragte Josephine.

»Ich weiß es nicht recht, liebes Kind. Es ist eine schlimme Alternative. Dem Principe nach bin ich kein Freund vom Betrug.«

»Ich verlange ja keinen Betrug,« bemerkte der junge Mann erröthend, »sondern nur weise Verschwiegenheit, denn ohne diese Verschwiegenheit, ohne diese Zurückhaltung müßte selbst mein Plan, der Baronin bessere und kräftigere Kost zu verschaffen, scheitern.«

»In diesem Falle nehme ich die Sünde auf mich und bin die Erste, welche sich dazu bereit erklärt,« rief Laura in großer Aufregung und mit funkelnden Augen.

»Auch ich bin damit einverstanden!« rief Josephine. »Dieses so junge, so reine Kind kann nicht unrecht thun.«

»Ich weiß weiter nichts,« sagte der Doctor, »als: je mehr Braten die Baronin zu essen bekommt und je weniger sie von Sorgen gepeinigt wird, desto länger wird sie leben.«

»Geben Sie das Papier her, Eduard,« rief Josephine. »Wir wollen es Beide sofort unterschreiben.«

»Ja, ja, wir wollen Alles thun, was er uns räth!« rief Laura.

»Ach, Doctor,« setzte Josephine hinzu, »welch ein Trost ist es, Jemanden um uns zu haben, der Energie und Entschiedenheit besitzt und vor allen Dingen das Commando übernimmt!«

* * *

Den nächstfolgenden Tag kam Eduard in die Küche und weihte auch Jacintha in die Verschwörung mit ein. Zugleich berieth er sich mit ihr, wie man die Diät der Baronin verbessern und sämmtlichen Pächtern den Zutritt zu ihr eine Zeitlang verwehren könne. Er sagte ihr natürlich warum.

»Dieses niederträchtige Gesindel!« rief Jacintha entrüstet, »also darauf ist es seit Jahren ausgegangen? Gut, gut, dem nächsten dieser scheinheiligen Krokodile, welches sich hier sehen läßt, werde ich meine Meinung sagen.«

»Nein, nein, alles, nur nicht das,« entgegnete Eduard. »Diese Leute würden sagen: Es ist Jacintha, welche uns den Zutritt zu der Baronin verwehrt, und dann würden sie an sie schreiben oder tausend andere Künste versuchen, um ihr Ohr zu erreichen.«

»Sie haben Recht, junger Herr. Ich war dumm. Nein, ich will ihnen mit ganz freundlichem Gesicht entgegenkommen und sagen — was soll ich zu dem Gesindel sagen?«

»Sagt, die Baronin könne in ihrem leidenden Zustande Niemanden empfangen. Sagt auch, sie habe alle Geschäftsangelegenheiten ihren Töchtern und deren Bevollmächtigten übertragen. Ihr könnt auch hinzusetzen — hm! — hm! — sie sey dem Tode nahe.«

»Ja, das ist das Beste. Doch nein, das bringt Unglück.

Wenn wir dies sagten, so könnte sie wirklich sterben und dann wären wir Schuld daran.«

»Ach, dummes Zeug! Die Leute sterben nicht, um das wahr zu machen, was andere Leute gesagt haben — das wäre zu dumm. Schneidet mir jetzt einmal vierzig Trauben ab.«

Jacintha sah ihn zögernd an.

»Lieber junger Herr, ich kann Ihnen nicht gut etwas abschlagen.«

»Ich verlange auch von Euch nicht, daß Ihr mir etwas abschlagen sollt.«

»Ja, aber ich bitte Sie — vierzig Trauben!«

»Hier ist Befehl von der Herrin!« sagte der junge Mann, indem er mit stolzer Miene ein Papier hervorzog. Es standen darauf die Worte:

»Jacintha, thue Alles, was Herr Rivière Dir heißen wird.

Josephine von Beaurepaire.«

»Na, das muß ich sagen!« rief Jacintha. »Wirklich, Sie haben Ihre Zeit gut angewendet, junger Herr. Wenigstens aber sagen Sie mir, wozu Sie vierzig Trauben gebrauchen?«

Ehe er noch antworten konnte, hörte man etwas klappern, und es dauerte nicht lange, so kam eine Gestalt auf eine Krücke gestützt herbeigehumpelt.

»Was, Dard, Du bist es! Wer hätte gedacht, daß Du schon so weit wieder gehen könntest?« rief Jacintha.

»O, ich werde noch weiter gehen,« entgegnete er. »Ich bin auf dem Wege nach der Stadt, um deine Trauben und

dergleichen Näschereien zu verkaufen und für das erlöste Geld Fleisch mitzubringen.«

»Wenn aber die Baronin das erfährt, so geht es uns Allen nicht gut.«

»Nun, wie soll sie es denn erfahren, wenn Ihr es ihr nicht selbst sagt, Jacintha?« fragte Rivière.

»O, ich werde es ihr natürlich nicht sagen. Sie fiele auf der Stelle in Ohnmacht. Die Erzeugnisse unseres Gartens sollen auf öffentlichem Markte verkauft werden! Ach, wie weit ist es doch mit uns gekommen!«

»Na, werdet Ihr denn nun endlich gehen und die Trauben abschneiden oder nicht?« rief Rivière vor Ungeduld mit dem Fuße stampfend.

»Ja, ja, ich gehe ja schon!« antwortete Jacintha und eilte fort.

Dard hatte einen kleinen Karren draußen stehen, der mit dem Esel seiner Großmutter bespannt war.

»Bürger,« sagte er, »wenn Sie die Körbe aus meinem Karren in den Garten bringen wollen, so will ich Jacintha die Trauben abschneiden helfen. Mehr kann ich gegenwärtig nicht helfen. Ach, lieber Gott, daß ich so herumhüpfen muß wie ein Rothkehlchen!«

»Dahier!« rief Jacintha, als sie nach einer Weile zurückkam. »Hier sind die Trauben und auch einige Dutzend Pfirsiche habe ich mit abgepflückt. Sie wären auf dem Baume verfault. Das sage ich Dir aber, Dard, daß Du keinem Menschen verräthst, aus welchem Garten sie sind!«

»Seyd ohne Sorge,« bemerkte Eduard, »ich habe ihn schon instruirt.«

»Dann ist's gut,« entgegnete Jacintha wieder beruhigt. »Ach, was würden die Leute sagen, wenn sie es erführen!

Sie müßten glauben, es stünde mit uns Matthäi am letzten. Es ist aber auch wirklich entsetzlich, daß wir unsere Früchte vom Spalier weg verkaufen.«

Und sie drückte den Zipfel ihrer Schürze an das Auge.

»Na,« rief Eduard. »seht Ihr denn nicht ein, daß dies der Anfang einer richtigen Wirthschaftsmethode ist, die zu Wohlstand und Reichthum führen muß?«

Dard zuckte die Achseln.

»Lassen Sie sie doch schwatzen, Bürger,« sagte er; »mit vernünftigen Worten ist bei ihr einmal nicht viel auszurichten.«

»Also, Dard,« rief Jacintha in plötzlich verändertem Tone, »das Nothwendigste, was ich brauche und was Du von dem erlösten Gelde mitbringen wirst, ist etwas Speck, Butter, Mehl, ein paar Pfund Kalbfleisch, eine kleine Hammelkeule und ein Stück Rindfleisch zur Bouillon. Auch ein wenig Chocolade könnte ich gebrauchen. Unsere Kartoffeln gehen ebenfalls zur Neige und auch weiße Bohnen kannst Du mitbringen, wenn Du recht gute siehst.«

»Weiter nichts?« fragte Dard.

»O ja — bin ich denn ganz von Sinnen! Kaffeh ist ja das Allernothwendigste, was wir brauchen.«

»Den kaufst Du nicht, Dard,« rief Rivière, »dafür werde ich schon selbst sorgen.«

»Aber,« wendete Jacintha wieder ein, »die Leute in der Stadt werden Dard kennen und dann sich auch gleich denken, aus welchem Garten seine Waaren kommen.«

»Auch dafür ist gesorgt,« sagte Eduard. »Dard, lege deinen Schmuck an!«

Dard zog einen Bart aus der Tasche und legte ihn an.

»Sieht er nun wohl noch aus wie Dard?« fragte Rivière.

»Nein! Wie doch so ein Bart der Menschen verstellen kann!« rief Jacintha erstaunt. »Ha! ha! ha! das muß man sagen, es herrscht ein ganz anderes Leben in Beaurepaire seitdem Sie hier sind, junger Herr.«

»Ja, aber,« sagte Dard, »wenn ich dieses kleine Geschäft heute noch besorgen soll, so ist es die höchste Zeit, daß ich mich auf den Weg mache.«

»Nun, wer hält Dich denn auf?« entgegnete Jacintha schnippisch.

Eduard hatte Dard nicht sobald sich mit seinem Fuhrwerk in Bewegung setzen sehen, so begann er in Begleitung des Doctors Saint-Aubin bei sämmtlichen Pächtern die Runde zu machen. Er zeigte ihnen seine Vollmacht und erbot sich ihre Pachtcontracte gegen vierzig Procent Erhöhung der bis jetzt bezahlten Pachtsumme zu erneuern.

Sie weigerten sich sämmtlich, auf dieses Verlangen einzugehen. Sie erklärten, die meisten von ihnen hätten sich schon längst vorgenommen gehabt, um eine Herabsetzung des Pachtzinses zu bitten, aber aus Rücksicht für die Baronin damit bis jetzt Anstand genommen. Dieselbe Rücksicht würde sie vielleicht bewegen, die Last in der zeitherigen Weise noch ein paar Jahre zu tragen, von einer Erhöhung der Pachtsumme aber könne keine Rede seyn.

Einige Andere waren gar nicht zu bewegen, dieses Ansinnen als ein ernstgemeintes zu betrachten. Sie hörten es mit höhnischem Gelächter an und wunderten sich nur, wie Jemand auf den spaßhaften Einfall kommen könne, die Einkünfte der Herrschaft Beaurepaire auf diese Weise vermehren zu wollen.

Gegen die Einen aber wie gegen die Andern erklärte Rivière sich kurz und bündig.

»Hier ist meine Karte. Die Contracte erwarten Euch in meiner Wohnung. Binnen drei Tagen müßt Ihr kommen und unterzeichnen.«

»Und wenn ich nun weder käme, noch unterschriebe, was würde denn dann werden, mein junger Herr?« fragte einer.

»In diesem Falle wird Euch noch vor Sonnenuntergang des dritten Tages der gerichtliche Befehl zur sofortigen Räumung des Pachthofes eingehändigt werden.«

»Desto besser für mich!« bemerkte der Pächter höhnisch.

Dem Doctor schien sehr bange zu werden.

»Diese allgemeine Uebereinstimmung beweist jedenfalls —« hob er an.

»Daß diese Leute ein gemeinsames Interesse daran haben, uns zu betriegen.«

»Aber junger Mann, wie können Sie so schlecht von den Menschen denken!« rief der Doctor in tadelndem Tone.

»O ich habe längere Zeit in einem Staatsbureau gearbeitet!« entgegnete Eduard. »Ich habe die Menschen so ziemlich genau kennen gelernt. Als ich die polytechnische Schule verließ, trug ich mich auch noch mit allerhand Illusionen in Bezug auf Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der Menschen, aber die Erfahrung zerstreute diese irrigen Vorstellungen sehr bald.«

»Wirklich?« rief der Doctor. »Nun dann verwünsche ich die Stunde, in welcher Sie jemals ein Staatsbureau sahen.«

»Nein, nein, thun Sie das nicht! Ohne meine in jener Stellung gesammelten Erfahrungen wäre ich nicht so gewitzigt

und wenn ich nicht so gewitzigt wäre, so könnte ich unserer heiligen Sache nicht dienen.«

»Aber doch bleibt es immer entsetzlich, wenn ein junger Mann in Ihrem Alter schon alles Vertrauen zu den Menschen verloren hat.«

»O nein, dies ist nicht der Fall. Ich verstehe einen Unterschied zu machen. Jetzt jedoch habe ich keine Zeit zu weitläufigen Deductionen über dieses Capitel. Ich muß in die Stadt eilen, um Pachtcontracte, Moccakaffeh und Kündigungsformulare zu holen.«

Es gab in der fraglichen Stadt zwei Notare, Perrin und Picard, die äußerlich mit einander in gutem Einvernehmen standen.

Obschon jung und ungestüm und nicht frei von Eitelkeit war Eduard doch nicht so leichtsinnig, daß er einen Feind verachtet hätte, von welchem er weiter nichts wußte, als daß er ein Advocat war. Er sagte vielmehr bei sich selbst: »Wir haben einen Advocaten gegen uns und müssen ihm daher auch einen solchen entgegenstellen.«

Demgemäß begab er sich zu Picard und ersuchte ihn zuvörderst, ihm sieben Pachtcontracte und drei oder vier Kündigungsformulare aufzusetzen.

Nachdem er sich auf diese Weise den Notar dadurch geneigt gemacht, daß er ein wirkliches Geschäft mit ihm machte, begann er vorsichtig auf die Feindschaft des andern Notars gegen Beaurepaire anzuspielen.

»Sie überraschen mich,« sagte Picard. »Ich glaube wirklich, Sie irren sich. Herr Perrin hat ja dieser Familie Alles zu verdanken. Es war der Baron, der seine Existenz begründete. Wie oft habe ich ihn als Knaben das Pferd des Barons halten sehen, wofür ihm dieser dann eine kleine Silber-

münze schenkte. O nein, Herr Perrin ist ein Mann, von dem ich so etwas nicht glauben kann.«

Eduard wußte schon, was er von dieser Vertheidigung eines Concurrenten zu halten hatte. Deshalb zögerte er nicht länger, sondern schilderte ihm den Fall in allgemeinen Umrissen und gerieth dabei allmälig in Hitze.

Picard ermahnte ihn, möglichst kaltblütig zu bleiben.

»Ich kann,« sagte er, »mich an Ihrer Fehde gegen Perrin nicht betheiligen und zwar aus dem ersten aller Gründe: Ich mache Geschäfte mit ihm.

Eduard sah ihn verblüfft an.

»Er ist auch ein achtbarer Mann,« fuhr Picard fort.

Eduards Miene ward eine noch verblüfftere.

»Andererseits aber,« sagte Picard, »sind Sie jetzt mein Client, mein Herr, und er ist nicht mein Client. Verstehen Sie mich?«

»Vollkommen!« rief Eduard. »Sie sind ein ehrlicher Mann,« rief er schnell, ohne erst lange nach einem andern Prädicat zu suchen und ergriff die Hand des Notars und schüttelte sie. Der Notar forderte ihn auf, ihm die ganze Geschichte zu erzählen.

»Sie dürfen Ihrem Anwalt nichts verschweigen,« sagte er in ernstem Tone. »Gewöhnlich begehen die Clienten diesen großen Fehler und dann kommen sie und machen uns Vorwürfe, wenn wir einen Fehlgriff begehen. Sie bedenken nicht, daß sie selbst es sind, die uns irreführen.«

Nun folgte eine lange vertrauliche Besprechung und Eduard fand, welch einen Vortheil die Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung seines neuen Freundes ihm gab und nahm sich im Stillen vor, seine eigene Energie mit der Kaltblütigkeit des Notars einen festen Bund schließen zu lassen.

Als Eduard fort war, begab sich Picard in das Zimmer seines Schreibers und befahl ihm, die geforderte Anzahl von Pachtcontracten zu schreiben und darin Platz für die Namen zu lassen. Dann setzte er hinzu:

„Was glaubt Ihr wohl? jener Schurke geht mit dem Plane um, die Herrschaft Beaurepaire in seine Gewalt zu bekommen?“

„Ist es möglich?“ rief der Schreiber. „Ja, ja, das sieht ihm ähnlich.“

„Aber ich will ihm schon einen Strich durch die Rechnung machen,“ sagte Picard.

Josephine war jetzt die Königin des Haushaltes in Beaurepaire, Laura aber führte den eigentlichen Befehl. Diese junge Dame war überhaupt zum Befehlen geboren und die Natur trug über das Alter den Sieg davon. Dafür ward aber auch die Natur durch den Beifall, den warmen Beifall des Herrn Eduard Rivière belohnt.

Dieser junge Staatsbeamte ernannte sich selbst zum Premierminister der Vicekönigin und so groß war seine Unterwürfigkeit unter ihr Urtheil, selbst in Punkten, von denen sie nicht das Mindeste verstand, daß er fortwährend ernste Conferenzen mit ihr suchte.

Die leitende Maxime hierbei war, daß die Baronin unter keiner Bedingung belästigt oder beunruhigt oder in ihrem Vorurtheile verletzt werden dürfe. Sobald diese ihrem eigenen Wohlbefinden und den Plänen ihrer Freunde im Wege standen, machten die Regierungsgewalten einen kleinen Umweg und vermieden dadurch alle Collisionen mit ihnen.

So würde die Baronin z. B. niemals darein gewilligt haben, daß eine Traube aus dem Garten von Beaurepaire

verkauft würde. Lieber wäre sie verhungert oder hätte von den Trauben gelebt, wenn ein solcher Genuß, der nur zu oft sehr bedenkliche Störungen in den Verdauungsorganen herbeiführt, Leben genannt werden kann. Als sie daher die Königin Josephine befragte, woher auf einmal dieser Zufluß von Rind-, Hammel- und Kalbfleisch komme, entwortete die Vicekönigin Laura, Eduard habe Josephinen ersucht, ihm einige Früchte zu schenken, die an den Spalieren verfaulten und sie habe seine Bitte bewilligt.

»Wie es scheint, Mama,« setzte sie hinzu, »so tauschen diese Regierungsbeamten mit den Handwerksleuten allerlei Artigkeiten aus. Deshalb macht er denen, mit welchen er zu thun hat, Früchte zum Geschenke und sie schicken ihm dafür wieder etwas Anderes. Auch speist er jetzt niemals mehr zu Hause, sondern stets hier. Deshalb schickt er das Fleisch gleich hierher und das ist auch sehr gut, denn dieser junge Mensch ißt wie ein Wolf, nicht wahr, Josephine?«

»Ja, liebe Laura,« sagte Josephine. »Was sagtest Du gleich? Ich war eben mit meinen Gedanken, mit meinen Ahnungen beschäftigt.«

»Nun, wie konntest Du denn da so ohne Weiteres Ja sagen?«

»Weil Du es warst, die sich auf mich berief, liebe Schwester.«

»Nein, nein, nein! Der Grund ist, weil es einmal in deiner Natur liegt, dieses einfältigste aller Wörter zu sagen.«

Die Baronin nahm von diesem Nebengespräch keine Notiz.

Mit einem Worte, die kleinen Apotheker Laura und Jose-

phine wußten die Fleischpillen so zu vergolden, daß die Baronin sie verschluckte und sich wohl bekommen ließ.

Ihre Gesundheit war demzufolge auch mit jedem Tage wieder besser und ihre Kräfte nahmen zu.

IV.

Am dritten Tage fand einer der Pächter sich bei Rivière ein und begann weit ausholend von der Unmöglichkeit einer Erhöhung der Pachtsumme zu sprechen.

Rivière schnitt ihm kurz das Wort ab.

»Ich bin öffentlicher Beamter,« sagte er, »und habe keine Zeit zu langem Geschwätz. Hier liegt ein neuer Pachtcontract auf sieben Jahre. Ihr könnt ihn unterzeichnen, wenn Ihr vierzig Procent mehr Pachtzinsen oder eine Prämie von tausend Francs bezahlt, in welchem letztern Falle dann die Pachtsumme nur um dreißig Procent erhöht werden soll.«

Der Mann wollte wieder allerhand Einwendungen erheben.

Rivière befahl ihm zu schweigen.

Der Pächter senkte hierauf seine Stimme und sagte:

»Ich habe tausend Francs mit.«

»Ah, Ihr wollt also lieber dreißig Procent und die Prämie bezahlen? Sehr gut!«

»Nein, so meine ich's nicht. Wir können ja die Sache anders und noch besser machen. Von einer Prämie darf keine Rede seyn. Sie erhöhen die Pachtsumme um zehn Procent, damit die Besitzer sehen, daß wir bereit sind, unser Möglichstes zu thun und diese tausend Francs hier gehören Ihnen allein, junger Herr.«

Rivière hatte erst große Lust, den Versucher zur Thüre hinauszuwerfen, aber gleich darauf fiel ihm die komische Seite der Sache in die Augen und er lachte laut auf.

»Lieber Freund,« sagte er, »Ihr scheint mir nicht der Redlichste zu seyn. Merkt auf, was ich Euch sage. Wenn ich in Beaurepaire erzähle, welchen Antrag Ihr mir gemacht habt, so bekommt Ihr unter keiner Bedingung eine Erneuerung eures Contractes.«

»Aber Sie werden es doch nicht wieder erzählen?«

»Ganz gewiß thue ich es, wenn Ihr nicht binnen fünf Minuten unterschreibt.«

»Gestatten Sie mir zehn Minuten und ich will mir's überlegen.«

»Hm! ich sehe nicht ein, wozu Ihr zehn Minuten braucht — sie sollen Euch indeß gestattet seyn.«

Der Pächter entfernte sich und nicht lange darauf hörte man Stimmen und schwere Fußtritte und es traten nach einander vier Pächter herein.

Rivière lächelte. Der erste war heimlicherweise eine Deputation gewesen. Die andern hatten unter dem Fenster gewartet, bis der Bevollmächtigte die Bestechung angenommen haben würde. Als aber der Deputirte mit vor Entsetzen zu Berge stehendem Haar wieder herauskam, um seinen Cameraden zu sagen, sie hätten es hier mit einem Ungeheuer, einem unbekannten, fabelhaften, unglaublichen Wesen, nemlich mit einem Agenten zu thun, der seinen Auftraggeber nicht betriegen wolle, da fügten sie sich, wie auch die tapfersten Gemüther müssen, in das Uebernatürliche und Unvermeidliche.

Sie kamen herauf und der Deputirte sprach die Hoffnung aus, daß man sie nicht härter behandeln werde, als die, welche gar nicht zu ihm gekommen wären.

»Durchaus nicht,« sagte Rivière.

»Es sind nemlich zwei oder drei auf das Schloß gegangen,« fuhr der Pächter fort.

»Das wird ihnen nichts helfen,« sagte Rivière.

»Wir sagten auch gleich: warum sollen wir erst die Baronin quälen — sie ist alt und dem Tode nahe. Sie hat ja jetzt einen guten rechtschaffenen Agenten — gehen wir lieber zu diesem.«

Die gleisnerischen Schurken waren aber alle erst auf dem Schlosse gewesen, von Jacinthen jedoch nicht vorgelassen worden.

Rivière öffnete die Thür des Nebenzimmers und winkte Herrn Picard's Schreiber herein.

»Haben Sie die Kündigungen mitgebracht?« fragte Rivière.

»Ja wohl, sieben Stück, mein Herr,« antwortete der Schreiber.

Die Pächter sahen einander an.

»Sobald wir mit diesen Pachtcontracten in Ordnung sind,« fuhr Rivière zu dem Schreiber fort, »so gehen Sie sogleich hinauf nach dem Schlosse und händigen Sie den sich etwa dort noch herumtreibenden Pächtern die Kündigungen ein. Also nun vorwärts, liebe Freunde!«

Die Pergamente raschelten — die Pächter bemühten sich einer nach dem andern zu entziffern, was darauf stand — setzten sich dann und hingen die Zungen heraus, um ihre Namen recht schön zu schreiben, betrachteten ihr Werk, nachdem sie damit fertig waren — zogen seufzend mit Silber gefüllte Beutel aus den Hosentaschen — verneigten sich — klapperten schwerfällig die Treppe hinunter und nichts blieb zurück als

die vier Beutel Geld, welche der Staatsmann in gleichen Entfernungen auf die Diele niederlegte, um zwischen ihnen hindurch und um sie herum eine Sarabande zu tanzen.

V.

Ehe noch fünf Minuten vergingen, war Eduard auf dem Wege nach dem Schlosse. Er nahm den kürzesten Weg durch den Park und als er sich dem kleinen Thor näherte, sah er, daß eine Menge Leute in der Plaisance waren. Es dauerte nicht lange, so stand er unter ihnen.

Außer dem Doctor und den beiden jungen Damen waren drei Pächter und zwei Pächterinnen anwesend. Da es ihnen nicht gelungen war, die Baronin zu sprechen, denn Jacintha hatte ihnen gesagt, sie verließe ihr Zimmer niemals und bete fortwährend, um sich auf ihren nahen Tod vorzubereiten, so hatten sie nicht gewußt, was sie thun sollten. Plötzlich aber hatten sie die jungen Damen erblickt, welche im Begriffe standen, einen Spazirgang anzutreten. Keck eilten sie ihnen bis in die Plaisance entgegen und schilderten ihnen das ihnen nach ihrer Meinung widerfahrene Unrecht mit so herzzerbrechenden Worten und Geberden, daß sowohl die jungen Damen als auch der Doctor sich geneigt fühlten, ihnen Glauben zu schenken.

»Wir wollen mit Herrn Rivière darüber sprechen,« sagte Josephine in freundlichem Tone. »Ah, da kommt er!«

»Ja, da bin ich,« entgegnete er. »Ich dachte mir schon, daß ich Euch hier antreffen würde, gute Leute. Nun, seyd Ihr fertig mit eurem Klagelied? Müßt Ihr nicht schon allzuviel Pacht bezahlen? Sind eure Felder nicht von kalter, saurer

Bodenbeschaffenheit — liegen sie nicht höchst ungünstig u. s. w. u. s. w. u. s. w.?

»Ja,« sagte Laura, »so sagen sie Alle.«

»Und es ist nur zu wahr!« rief der ganze Chor der Pächter und Pächterinnen.

»Jacques Pirot,« rief Eduard in ernstem Tone, »am letzten Markttag trankt Ihr mit dem Mann, der eure Kälber kaufte, eine Flasche Wein.«

»Nun, mein Herr, ist denn das eine Sünde?«

»Als Ihr diese getrunken hattet, ließet Ihr noch eine kommen.«

»Aha, nun weiß ich, weshalb Du allemal mit rothem Gesicht und stammelnder Zunge heimkehrst,« schrie Pirot's Weib, welches mit zugegen war.

»Ruhe hier!« rief Eduard. »Wenn der Wein hinein ist, kommt die Wahrheit heraus. Ihr prahltet, Grapinet habe Euch fünfzehnhundert Francs geboten, wenn Ihr mit ihm tauschen wolltet, aber Ihr hättet ihn ausgelacht.«

»Glauben Sie das nicht, gnädiges Fräulein, es ist nicht wahr!« rief der Pächter.

»Lügner!« rief Eduard. »Ich habe mit meinen eigenen Ohren gehört, was Ihr sagtet. Ihr wart auch dort, Rennacon — betrunken und wahrheitliebend — zwei Eigenschaften, die alle Wochen nur einmal an Euch wahrzunehmen sind. Ihr rühmtet Euch, Braconnier habe sich erboten, mit Euch zu tauschen und Euch zweitausend Francs zu geben.«

»Das war eine Lüge! das war eine Lüge von mir!« rief Rennacon eifrig.

»Seyd doch nicht ungerecht gegen Euch. Es war in der halben Stunde, wo Ihr die Wahrheit redet. — Nun, mein Fräulein, haben Sie die Güte, einen Blick auf diese Perga-

mente zu werfen. Grapinet, Pepin und Braconnier haben soeben unterschrieben. Ihr Pachtzins ist um dreißig Procent erhöht.«

Der Doctor, die jungen Damen, die Pächter und Pächterinnen stießen einen Ruf des Erstaunens und der Ueberraschung aus.

»Für diese Begünstigung,« fuhr Eduard fort, » — denn es ist wirklich eine Begünstigung — haben sie überdies noch Jeder eintausend Francs Prämie bezahlt. Ihr könnt nach eurer eigenen Erklärung zweitausendfünfhundert Francs anstatt tausend bezahlen. Ich will Euch aber einen Vorschlag machen. Unterzeichnet ähnliche Contracte binnen drei Minuten und ich laß' Euch Jeden mit eintausend Francs durch. Zögert Ihr dagegen, so müßt Ihr Jeder zweitausend bezahlen.«

»Ich unterschreibe nicht,« sagte der eine Pächter.

»Ich auch nicht,« bemerkte der zweite.

»Und ich auch nicht,« setzte der dritte hinzu.

»Lieber wollen wir sonst etwas thun!« riefen die Pächterinnen.

»Jacintha, Jacintha!« rief Eduard.

Jacintha erschien mit einer Schnelligkeit, die, wenn man die Entfernung von der Küche bis nach der Plaisance erwog, ungemein verdächtig erschien.

»Holt mir eine gute Feder und ein Tintenfaß,« sagte Eduard.

»Aber die Leute sagen ja, sie wollten nicht unterschreiben,« bemerkte Laura.

»Sie werden aber unterschreiben, mein Fräulein,« entgegnete Rivière. »Sie, Herr Dings da, treten Sie näher und insinuiren Sie diesen Leuten die Kündigungen.«

Der Advocatenschreiber, welcher Rivière auf dem Fuße gefolgt war, zog drei gestempelte Blätter heraus und that drei Schritte vorwärts.

Die Wirkung hiervon war, als wenn er jedem der Pächter eine geladene Pistole vor die Stirn gehalten hätte.

»Um's Himmels willen, wartet einen Augenblick!« riefen sie wild durch einander. »Gnädiges Fräulein, Ihnen kommt es zu, zu sprechen. Dieser junge Mann maßt sich zu viel an. Lassen Sie nicht auf diese Weise ehrliche Leute unterdrücken, die Ihnen in guten und schlechten Zeiten, bei guten und schlechten Ernten ihren Pachtzins immer redlich bezahlt haben.«

»Lieben Freunde,« entgegnete Josephine, »Herr Rivière hat sich einmal dazu verstanden, unser Bevollmächtigter zu seyn. Es wäre daher sehr unrecht von mir, wenn ich, nachdem er diese Mühe auf sich genommen, mich nun in seine Verfahrungsweise mischen wollte. Macht daher diese Angelegenheit mit ihm ab, denn er scheint Euch und eure Gesinnungen zu verstehen, während meine Schwester und ich damit ganz unbekannt sind.«

Mit diesen Worten trat sie einige Schritte zurück.

»Na,« rief Rivière, »seyd Ihr nun überzeugt? Sind alle Thüren geschlossen? Da kommt Jacintha mit dem Schreibzeug. Mit einem Worte: Wollt Ihr unterschreiben oder nicht?«

Jacintha nahm mit characteristischer Präcision Rivière's Partei, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte.

»O sie werden schon unterschreiben!« rief sie. »Vorwärts, vorwärts, Leutchen!« rief sie in ermuthigendem Tone, die eingetauchte Feder darbietend.

»Mein Gott, wo sollen wir denn tausend Francs hernehmen?« rief einer der Pächter.

»Mein Gott, aus eurer linken Hosentasche!« rief Rivière lachend.

»Ich sehe, wie sie bauschen!« rief Jacintha.

Drei Hände fuhren gleichzeitig mechanisch in drei Hosentaschen, um das Bauschen zu beseitigen. Es war aber schon zu spät.

»Vorwärts!« rief Jacintha wie ein lustiger Trompeter, »kommt heraus, ihr Fünffrankenstücke.«

»Der junge Mann ist ein Hexenmeister!« rief eines der Weiber.

»Nein, gute Frau,« entgegnete Rivière, »ich bin weiter nichts als ein Beobachter. Ihr hattet Euch die Sache sehr gut überlegt. Euer Plan war, zuerst hierherzugehen und den gnädigen Fräulein Sand in die Augen zu streuen. Wäre Euch dies nicht gelungen, so wolltet Ihr mich mit den tausend Francs bestechen.«

»Ja, wahrlich, dieser junge Mann ist ein Hexenmeister!« rief einer der Pächter. »Sagen Sie nichts weiter, wir unterschreiben.«

»Sie unterschreiben!« rief der Doctor; »es ist unglaublich!«

Und er gesellte sich zu den Damen, welche in der Plaisance langsam auf- und abschritten und sich aus Zartgefühl aller Einmischung in Eduards Verfahren enthielten, obschon sie, wie man sich leicht denken kann, dem ganzen Vorgang die gespannteste Aufmerksamkeit widmeten.

Als die Pächter unterschrieben hatten, unterzeichnete Rivière die Duplicate.[1]

*

»Werden Sie nicht auch Ihren Namen mit darunter schreiben, gnädiges Fräulein?« fragte einer der Pächter.

Josephine näherte sich Rivière in der Meinung, daß er sie vielleicht brauche.

»Nein!« rief er in stolzem Tone. »Ich habe den Namen des Fräuleins auf dieser Vollmacht, für Euch aber ist mein Name gut genug. Sie soll nicht unterschreiben und Ihr sollt nicht mit ihr sprechen. Ansehen könnt Ihr sie — das ist schon genug. Gut, nun habt Ihr sie angesehen. Jetzt macht, daß Ihr fortkommt.«

Murrend entfernten sich die Pächter.

»Verwünscht sey dieser hergelaufene junge Wicht!« rief Rennacon, als sie weit genug fort waren, um nicht gehört zu werden. »In ein paar Jahren hätte ich so viel zusammengehabt, daß ich mir das Pachtgut hätte kaufen können. Nun aber brauche ich wenigstens zehn Jahre, ehe ich es so weit bringe.«

* * *

»Kommt, Jacintha, haltet die Schürze auf, ich will Euch diese Beutel hineinwerfen,« sagte Rivière. »Verschließt sie in einem eurer Schränke. Fort mit Euch!«

Nun sah sich Eduard auf einmal von seinen Freunden umringt, die ihm mit Wärme die Hände drückten und mit thränenfeuchten Augen dankten.

Es war eine Eigenheit dieses jungen Mannes, daß, wenn Jemand sein Verdienst nicht anerkannte, er sich aufblähte wie ein Pfauhahn. Lobte ihn dagegen Jemand zu sehr, so verglich er sich stracks mit seinem Ideal, seinem Vorbild, vielleicht dem Ritter Bayard, und ward bescheiden und schüch-

tern. Deshalb hing er jetzt den Kopf und stammelte, während man ihn mit Lob und Bewunderung überschüttete.

»Wir wollen keine Worte weiter machen,« sagte Josephine. »Er erröthet darüber. Ich will ihn lieber krönen. Geh, Laura, und hole mir einige Lorbeerblätter.«

»Nein, meine Damen, nein. Es gibt noch mehr zu thun, ehe ich glauben darf, gesiegt zu haben. Ich muß Ihr Geld in die Stadt tragen und damit die Forderung jenes Gläubigers löschen. Dann ist mein Herz beruhigt in Bezug auf Sie Alle, und dann möchte ich allerdings gern eine Krone tragen — wenn auch nur auf eine halbe Stunde.«

»Kommen Sie bis zum Abendessen wieder zurück, Eduard, und tragen Sie sie dann.«

»O, ich danke Ihnen.«

»Nun will er gehen, ohne sich erst das Maß nehmen zu lassen, der Leichtsinnige. Nehmen Sie Ihren Hut ab, mein Herr.«

Weiche Hände und zarte Finger glitten auf geheimnißvolle Weise um seine Stirn herum.

Ach wie gut wäre es, wenn Jedem erst Maß genommen würde, ehe man ihn bekränzt oder krönt!

»Die Außenseite können Sie allenfalls messen,« sagte der Doctor spöttisch. »So weit geht Ihre Kunst.«

Eduard eilte fort.

»Er verläßt uns jede Minute,« sagte Laura zu Josephinen, »deshalb verabscheue ich ihn.«

»O Sie verabscheuen ihn nicht,« wendete der Doctor so ernsthaft ein, als ob er eine physikalische Thatsache verkündete.

»Nun wohl, so bin ich ihm deswegen gut,« antwortete die Muthwillige.

Eduard eilte zu Jacintha, um zwei der Geldbeutel zu holen, trug sie nach Hause, verwandelte die sechstausend Francs in Bankpapiere — keine Assignaten — und begab sich dann damit nach der Stadt.

Hier ging er sofort zu seinem Notar, um ihn zu fragen, welche Formalitäten bei Bezahlung des Gläubigers zu beobachten seyen. Auf diese in eifrigem, aufgeregtem Tone gestellte Frage antwortete der Notar mit vollkommener Kaltblütigkeit:

»Jetzt haben Sie zu diesem Zwecke nichts zu thun, als das Geld zu dem Maire zu tragen. Vielleicht ist es gut, wenn Sie sich sogleich zu ihm verfügen. Wenn Sie wiederkommen, habe ich Ihnen etwas zu sagen.«

Eduard eilte nach der Mairie. Vor derselben traf er vierzig bis fünfzig Gaffer beisammenstehen, welche einen Maueranschlag lasen.

Eduards Auge folgte dem ihren und plötzlich ward ihm zu Muthe, als ob ihm das Blut in den Adern erstarrte. Eine mit großen in die Augen fallenden Buchstaben gedruckte Bekanntmachung, hinter welcher der Kleister kaum trocken war, glotzte ihm entgegen.

»Nothwendiger Verkauf. Die Herrschaft Beaurepaire mit Schloß, Wirthschaftsgebäuden und allem übrigen Zubehör. Auf Antrag des Gläubigers Jacques Bonard.

Auf Befehl des Directoriums.

Armand, Maire.«

* * *

Es war der schönste Nachmittag, den Beaurepaire seit Jahren gesehen. Die jungen Damen, deren Leben ihnen so wenig Freuden bot, versagten sich den Hochgenuß, ihrer Mutter den Triumph ihrer Familie zu erzählen. Unschuldig und selbstverläugnungsvoll hoben sie dieses heilige Vergnügen ihrem Freunde auf.

Obschon sie aber nichts sagten, so verrieth sich doch die Freude ihres Herzens durch ihre Blicke und Geberden, und sie schienen förmlich Heiterkeit und Hoffnung zu athmen.

Und auch der Baronin war es, als ob sie eine reinere, leichtere Luft athmete.

»Sind uns vielleicht wirklich noch einmal bessere Tage beschieden. meine Kinder?« fragte sie. »Ich weiß selbst nicht warum, aber heute scheint die Wolke unseres Unglücks weniger schwer auf uns Allen zu lasten.«

»Das ist auch der Fall, Mama,« rief Laura. »Ich lächle Josephinen an und Josephine lächelt mich an, und keine von uns Beiden weiß weshalb. Da kommt auch dein Kaffeh, liebe Mama.«

»Gut. Was für ein Aroma auch dieser heute hat! Und welch einen Wohlgeschmack! Wenn dieser aus Arabien kommt, so muß das, was ich seit mehren Monaten getrunken, nicht ganz so weit her gewesen seyn, glaube ich.«

»Laß mich einmal kosten, Mama,« sagte Laura. Sie kostete und war wie vom Donner gerührt. Wenige Augenblicke später nahm sie Gelegenheit, Josephinen in den dunklern Theil des Zimmers zu ziehen.

»Es hat Jemand etwas in meinen Kaffeh gemischt — er schmeckt nach Mokka — bist Du es gewesen, liebe — Verrätherin wollte ich sagen.«

»Nein. Rathe einmal.«

»Genug, genug — ich weiß nun schon, wer es gewesen ist.«

»Ganz recht!« entgegnete Josephine. »Er sagte zu mir: Fräulein Laura täuscht ihre Mutter, wir wollen sie wiederum täuschen. Ich sagte ihm aber sogleich daß ich ihn verrathen würde, und ich habe mein Wort gehalten.«

»Ja, nachdem Du mich hintergangen, doppelte Verrätherin. Küsse mich, aber rasch!«

Das Souper war bereit, aber noch kein Eduard da.

Sein Lorbeerkranz lag auf dem Tische. Man begann schon zu fürchten, er werde gar nicht kommen, als er plötzlich eintrat und theils von seinem schweren Tagewerk, theils von den bestandenen Gemüthsbewegungen erschöpft, auf einen Stuhl sank. Trotzdem aber schimmerte auf seinem Antlitz der Ausdruck der Selbstzufriedenheit.

»Entschuldigen Sie, gnädige Frau — es ist ein langer Tag gewesen.«

»Ruhen Sie aus, mein Herr,« sagte die Baronin ceremoniös. Sie sah es gerade nicht gern, daß er sich so heimisch machte. »Oder gestatten Sie uns eher, Ihnen etwas zur Stärkung anzubieten.«

»Ich bitte blos um ein Glas Wein mit ein wenig Wasser, weiter mag ich nichts,« entgegnete er. »Meine Damen, es haben große Ereignisse stattgefunden, seitdem ich Sie verließ.

»O erzählen Sie, erzählen Sie!« Herz und Augen hell wie Schwertklingen im Sonnenschein hefteten sich mit Spannung und Neugier auf ihn.

Er schaute sich mit geheimer Befriedigung um, ergötzte sich an der Neugier seiner Zuhörerinnen und begann dann seine Geschichte.

Er erzählte ihnen, wie er in die Stadt ritt und zu seinem Notar gegangen war. Er schaltete hier ein, daß er, weil er mit einem Notar Krieg führe, gezwungen gewesen sey, ebenfalls einen solchen in seinen Dienst zu nehmen. Sein Notar, erzählte er dann weiter, habe ihn nach der Mairie geschickt und hier habe er einen öffentlichen Anschlag gelesen, welchem zufolge das Schloß und die Herrschaft Beaurepaire zum Verkauf ausgeboten worden sey.

„O Himmel! O Eduard!“

„Beruhigen Sie sich. Ich hatte allerdings die Absicht, Sie einige Augenblicke lang in Ungewißheit zu lassen, ich kann es aber nicht über's Herz bringen. Ich ging in die Mairie hinein und sprach mit dem Maire. Der Antrag war von Bonard ausgegangen, der natürlich von Perrin dazu bestimmt ward. Ich bezahlte Ihre sechstausend Francs in die Hände des Maire, damit er sie Bonard zustelle. Hier, meine Damen, ist die Quittung des Maire. Von diesem Augenblick an gehört Beaurepaire wieder Ihnen und jenes verwünschte Placat mit. Ich riß es vor den Augen der Menge von der Wand und Alle, die es sahen, schrien mir Beifall zu.“

„Der Himmel vergelte es ihnen!“ rief der Doctor.

„Dard war mit seinem Eselskarren auch da. Er steckte seine Mütze auf seine Krücke, schwenkte sie in der Luft und rief: „Die Baronin und die jungen Fräuleins von Beaurepaire sollen leben — hoch und abermals hoch!“ Und das ganze versammelte Volk stimmte ein und als ich mir durch die Menge den Weg bahnte, rannte ich auf einmal gegen Perrin an.“

„Der Elende!“

„Ich hatte die Fetzen von dem abgerissenen Zettel noch in der Hand und warf sie ihm mit aller Kraft ins Gesicht.“

„Das war recht!“ rief Laura.

»Nein, es war jugendliche Uebereilung,« sagte der Doctor.

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte Eduard, »es thut mir fast leid, daß ich es that.«

»Herr Eduard,« rief die Baronin, indem sie sich mit Thränen in den Augen erhob, »ich verstehe kaum Alles was Sie für uns thun und gethan haben, so viel aber verstehe ich, daß Sie ein würdiger junger Mann sind und daß ich bis jetzt nicht scharfsinnig genug gewesen bin, Ihren ganzen Werth zu erkennen.«

»O gnädige Frau, sagen Sie nicht das! Sie beschämen mich — lassen Sie mich lieber in meiner Erzählung fortfahren.«

»Ja, aber erst sagen Sie mir, diese sechstausend Francs — o wie klopft mir das Herz! O meine Kinder, wie nahe sind wir dem Verderben gewesen!«

»Zittere nicht, liebe Mama. Es war, Dank unserm Schutzengel, unser Eigenthum,« sagte Josephine. »Eduard, ich glaube, unsere Mutter wünscht zu erfahren, wie wir zu so vielem Gelde gekommen waren.«

»Wie, haben Sie es ihr nicht erzählt?«

»Nein, Laura sagte, dieses Vergnügen müsse Ihnen vorbehalten bleiben — Sie hätten ein Recht darauf.«

»Ah, ich danke Ihnen, Fräulein Laura,« rief der junge Mann. »Gnädige Frau, die Pächter haben Ihnen heute siebentausend Francs dafür bezahlt, daß ihre Contracte mit dreißig Procent Erhöhung der Pachtsumme erneuert worden sind.«

»Ermäßigung wollen Sie wohl sagen, junger Mann.«

»Nein, das wäre noch besser! — Erhöhung! Erhöhung!«

»Ist es möglich — die guten Leute!«

»Wie? — hm — hm — ja!«

»Aber ist es auch wirklich wahr? kann es wahr seyn?«

Jacintha hat noch tausend Francs zu Ihrer Disposition in Verwahrung, gnädige Frau, diese Quittung ist der Ausweis für die andern sechstausend. Die unterzeichneten neuen Contracte sind im Hause.«

»Und dies sind die Leute, von welchen Sie so ungünstig dachten!«

»Sie sehen, wie ungerecht ich war.«

»Erboten sie sich denn ganz freiwillig dazu?«

»Das gerade nicht. Es war ihnen vorgeschlagen und ehe drei Tage vergingen —«

»Erklärten Sie sich damit einverstanden?«

»Ja, sie erklärten sich damit einverstanden.«

»Möge der Himmel sie dafür belohnen!«

»Hm! hm!«

»Wie sie es verdienen.«

»Amen! Amen!«

»Ach! im Grunde genommen, ist die Welt nicht so schlimm, wie sie scheint,« fuhr die Baronin fort. »Es ist mir, als sähe ich mich in die Tage meiner Kindheit zurückversetzt, wo dergleichen Dinge häufig vorkamen. Ach, wie glücklich ich bin und wie sehr danke ich Ihnen dafür, mein junger Freund!«

Rivière senkte den Blick zu Boden.

»Darf ich in meiner Geschichte weiter fortfahren?« fragte er.

»Ja wohl,« rief Laura, »ich bitte, fahren Sie fort. Ich errathe schon, daß Sie nun zu dem ehrlichen Notar gingen.«

»Zu welchem?«

»Zu dem, der auf unserer Seite ist.«

»Allerdings, und was glauben Sie wohl, was er mir

Neues mitzutheilen hatte? Daß seit zwei Tagen Perrin ihn angegangen hatte, ihm Geld auf Beaurepaire zu leihen.«

»Und er warf ihn nicht zur Thüre hinaus?«

»Nein, er sprach ganz vernünftig mit ihm.«

»Aber ich glaubte, er wäre unser Freund.«

»Davon ist nicht die Rede. Er ist unser Notar. Vielleicht ist er ein um so besserer Diener, weil er kein Herz und deshalb auch kein Temperament hat. Er war gegen Perrin sehr höflich gewesen, hatte ihm versprochen zu sehen, ob er ihm das Geld verschaffen könne, und hielt ihn dadurch ab, anderswohin zu gehen. O, dieser Eisgletscher gab mir einen viel weisern Rath, als Fleisch und Blut hätten geben können. Ich bin niemals fünf Minuten bei Picard, ohne abgekühlt und klüger von ihm fortzugehen.«

»Aber auch gottloser,« setzte Laura schalkhaft hinzu.

»Das ist vielleicht auch wahr,« entgegnete Eduard mit erhabener Gleichgiltigkeit. »Picard sagte: Ich habe hundertzwanzigtausend Francs daliegen. Diese will ich Ihnen auf die Herrschaft Beaurepaire leihen. Gehen Sie zu einem andern Capitalisten und leihen Sie bei diesem eine gleiche Summe. Mit beiden zusammen können wir sämmtliche Schulden abmachen. Die Capitalisten werden sich nicht weigern, Ihnen das Geld zu geben, denn diese Erhöhung der Pachtzinsen in Verbindung mit den sechstausend Francs, die Sie bereits abgezahlt, gibt der Sicherheit eine andere und zuverlässigere Gestalt und läßt auch noch einen ziemlichen Ueberschuß. Verschaffen Sie sich das Geld, während ich Perrin mit falschen Hoffnungen hintanhalte. Dies war ein Streich, wie ihn der arme kleine Eduard Rivière nicht ersonnen haben würde. Morgen werde ich demgemäß zu dem Commandanten Raynal hinüberreiten, um ihn um eine Woche Urlaub zu bitten und

dann reise ich zu meinem Onkel und bitte ihn, hundertzwanzigtausend Francs auf die Herrschaft Beaurepaire vorzustrecken. Er kann es thun, wenn er sonst will. Und dennoch ist seine Besitzung kaum halb so groß wie die Ihrige und nicht halb so fruchtbar, aber er hat niemals gestattet, daß Jemand sie mit ihm theile. »Ich will,« sagt er, »keinen Zwischenträger haben, der uns Beide arm macht.«

»Wie so denn Beide?«

»Seine Person und den Boden — ha! ha! ha! Der Boden ist stets dankbar, sagt mein Onkel. Er gewährt seinen Ertrag genau in dem Verhältniß, in welchem man ihn düngt und bearbeitet und das thut man am besten selbst! Mein Onkel ist übrigens ein ehrlicher, aber schlauer Mann und dabei ein wenig Misanthrop.«

»Aber wenn er Misanthrop ist, Eduard, dann wird er keine Sympathie für uns haben,« bemerkte Josephine. »Wird er uns nicht verachten, weil wir Beaurepaire auf so ungenügende Weise verwirthschaftet haben?«

»Erlauben Sie mir, Josephine,« sagte der Doctor. »Hier kommt die Naturgeschichte in's Spiel und lehrt durch mich, der ich ihr Organ bin. Ein Misanthrop haßt die ganze Menschheit, ist aber freundlich und gütig gegen jeden Einzelnen — in der Regel zu gütig. Ein Philanthrop dagegen liebt das ganze Menschengeschlecht, haßt aber sein Weib, seine Mutter, seinen Bruder und seine Freunde und Bekannten. Der Misanthrop gleicht der Kartoffel — rauh und abstoßend auswendig, aber gut im Innern. Der Philanthrop dagegen ist eine Pfirsiche — sein Wesen ist weich und sammtartig und seine Worte sind süßer Saft; sein innerstes Herz aber ist ein Stein.«

»Er hat Recht, meine Damen« fuhr Eduard fort.

»Mein Onkel wird es nicht an beißenden Worten fehlen lassen, die aber, beiläufig gesagt, nicht Sie treffen werden, da Sie dieselben ja nicht hören, sondern blos mich. Er wird uns durchhecheln und uns das Geld leihen und Beaurepaire wird frei seyn!«

Nun schlug eine Wonnestunde für Eduard Rivière. Jung und Alt ergoß sich in glühendem Dank und Lobsprüchen, bis ihm die Wangen brannten wie Feuer. »Und überdies,« bemerkte Josephine, »mußt Du nicht selbst sagen, liebe Mutter, daß er uns ganz andern Sinnes macht? Ist unser Haus gegen sonst nicht wie umgewandelt, Doctor? Ich appellire an Sie.«

»Die Erklärung, welche ich gebe, ist eine wissenschaftliche und folglich etwas steife,« entgegnete Saint-Aubin. »Zu den neueren Erfindungen der Wissenschaft gehört die Infusion von Blut. Ich habe sie bewirken sehen. Wallendes warmes Blut wird aus den Adern eines jungen und gesunden Individuums in alte oder schlaffgewordene Gefäße eingespritzt. Die Wirkung ist eine magische. Auch Beaurepaire war alt und matt geworden. Mit Eduard kam ein warmer Lebensstrom herein. Die schlaffen Pulse schlagen wieder, das Herz ist wieder warm geworden und klopft und tanzt in dem Sonnenschein der Hoffnung. Ich bin auch wieder jung wie alle Andern und wäre fast im Stande, ein Gavotte zu tanzen.«

»Ha! ha! ha!« lachte Josephine. »Doch was plaudern wir denn? Hatten wir nicht die Absicht, unsern Helden zu krönen?«

»Nein, thun Sie das nicht,« rief Eduard; »es gibt in Frankreich keine Könige mehr.«

»Entschuldigen Sie,« bemerkte Josephine, »den Coeur-König, den König der Herzen, gibt es noch. Und wir stehen

im Begriff, ihn zu krönen. Komm, Laura. Wäre es wohl, da der junge Herr schüchtern geworden ist, sehr unrecht von uns, wenn wir ihm ein wenig Gewalt anthäten, liebe Mama?«

»Nein, vorausgesetzt, daß der Herr es gestattet,« sagte die Baronin.

Liebliches Gelächter gleich einem Glockenspiele folgte diesen Worten und unter dieser süßen Musik ward Rivière trotz seines verstellten Sträubens gekrönt und die Schönheit des jungen Apollo glänzte in dem magischen Reifen hell wie ein Stern.

Der grüne Kranz ließ das schöne kastanienbraune Haar, den wohlgeformten Kopf, die schön geröthete Wange und die zarte Stirn hervortreten. Triumph und Freude strahlten aus seinem feurigen Auge und er schmückte seine Krone eben so wie diese ihn.

»Ist es wohl erlaubt so schön zu seyn?« fragte die Baronin mit Erstaunen.

»Und eben so gut als schön!« rief Josephine.

Während er so von Allen bewundert und gepriesen dasaß, trat Jacintha ein und überreichte ihm einen Brief.

»Dard hat ihn aus der Stadt mitgebracht,« sagte sie.

Eduard öffnete, nachdem er um Erlaubniß gebeten, den Brief und die Farbe wich von seiner Wange.

»Doch keine schlimme Nachricht, hoffe ich?« sagte die Baronin theilnehmend; »es ist doch nicht etwa ein Verwandter oder ein Freund von Ihnen —«

»Nein, gnädige Frau,« sagte der junge Mann. »Es ist nichts Ernsthaftes, sondern blos ein vorübergehender Uebelstand. Lassen Sie sich dadurch in Ihrer heitern Laune keinen Augenblick lang stören.«

Und mit diesen Worten sprach er nicht weiter von der Sache, sondern war wieder sehr heiter und lauter als zuvor.

Bald nachher nahm er Abschied. Er ging in die Küche und nachdem er einige Worte mit Jacintha gewechselt, in den Stall und fütterte sein Pferd.

Die Baronin begab sich zur Ruhe. Als sie Abschied nahmen, küßte sie Laura mit mehr als gewöhnlicher Wärme, hielt sie, um sie besser ansehen zu können, ein wenig von sich ab und küßte sie dann wieder.

»Bleiben Sie, Doctor,« sagte Josephine, welche ebenfalls im Begriff stand, sich zu entfernen. »Was kann dieser Brief für Nachrichten enthalten haben?«

»Wahrscheinlich betrifft er Familienangelegenheiten,« entgegnete der Doctor.

»Nein, nein,« entgegnete Josephine; »bemerkten Sie nicht, welch' einen Kampf der arme junge Mann von dem Augenblick an bestand, wo er diesen Brief gelesen hatte? Auch nahm er seinen Kranz ab und seufzte, ach und wie traurig! während er ihn niederlegte.«

»Fräulein,« sagte Jacintha, indem sie vorsichtig zur Thür hereinschaute, »darf er hereinkommen?«

»Ja wohl! ja wohl!«

Eduard trat traurig ein.

»Ist sie in heiterer Stimmung zu Bett gegangen?« fragte er.

»Ja, Dank Ihren Bemühungen, und wir werden fest seyn. Verschweigen Sie uns nichts.«

Eduard reichte ihr blos den Brief und stützte dann den Kopf bekümmert auf die Hand.

Sie lasen den Brief. Er war von Picard. Perrin hatte, wie darin gemeldet ward, bereits eine der Forderungen an Beaurepaire, im Betrage von sechzigtausend Francs, gekauft und verlangte nun in seinem Namen den Verkauf des Besitzthums auf Grund des Generalbefehls des Directoriums. Der Maire hatte seine Einwilligung dazu gegeben und der öffentliche Anschlag befand sich bereits in den Händen des Buchdruckers.

»Es ist zu bedauern,« hieß es in dem Briefe weiter, »daß Sie gerade in diesem Stadium der Angelegenheit Perrin beleidigt haben. Hätten Sie uns in dieser Beziehung zu Rathe gezogen, so würden wir Ihnen empfohlen haben, keinen Schritt dieser Art eher zu thun, als bis das Besitzthum absolut gerettet wäre. Wir vermuthen, daß er Ihnen bis an unsere Wohnung nachgeschlichen ist und auf diese Weise erfahren hat, daß Sie unser Client in dieser Sache sind, denn er hat uns ein Billet geschrieben, in welchem er sagt, wir sollten uns nicht weiter bemühen, denn er könne das Geld anderwärts bekommen.«

»Das ist es, was mir das Herz durchbohrt!« rief Eduard. »Ich bin es, der Sie ins Verderben stürzt. O wie schwer ist es für die Jugend, weise zu seyn!«

Die Schwestern näherten sich ihm, setzten sich neben ihn und faßten ihn, ohne ein Wort zu sprechen, bei der Hand. Der Doctor las den Brief zu Ende.

»Wenn Sie mir die neu abgeschlossenen Pachtcontracte zusenden wollen, so sind wir vielleicht dennoch im Stande, ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen. Mittlerweile rathen wir Ihnen, keine Zeit zu verlieren, um die hundertundzwanzigtausend Francs aufzutreiben. Wir erneuern unser An-

erbieten einer ähnlichen Summe, doch müssen Sie uns drei Tage vorher Nachricht geben.«

»Nun so leben Sie wohl,« sagte Eduard.

»Bleiben Sie noch ein wenig,« sagte Josephine.

»Nein, ich kann mich nicht eher zufrieden geben, als bis ich meinen thörichten Streich wieder gutgemacht habe,« sagte Eduard.

»Wir wollen Sie trösten,« sagte Laura.

»Nichts kann mich trösten, als Wiedergutmachung des Bösen, was ich gethan.«

»Des Bösen, was Sie gethan!« rief Josephine. »Ohne Sie wäre ja schon längst alles vorbei!«

»Dank Ihnen, daß Sie dies sagen! O, Dank Ihnen! Wollen Sie mir vielleicht das Geleite geben? Ich fühle mich ein wenig muthlos — für den Augenblick.«

»Ja, armer Freund, wir wollen Ihnen das Geleite geben!« riefen die Schwestern.

Sie gingen mit ihm hinunter. Er zog sein Pferd aus dem Stalle und sie gingen mit einander schweigend nach dem Gartenthore.

Als er den Fuß in den Bügel setzte, murmelte Josephine:

»Aengstigen Sie sich nicht, lieber Freund. Schlafen Sie nach allen ausgestandenen Beschwerden diese Nacht noch recht wohl und kommen Sie morgen Früh zeitig wieder zu uns.«

Eduard hielt sein Pferd an, welches gern fort wollte, drehte sich in dem Sattel herum und rief verwundert: »Wo glauben Sie denn, daß ich hinreite?«

»Nun nach Hause!«

»Nach Hause! während Beaurepaire in Gefahr schwebt? Ich könnte schlafen, während Beaurepaire Gefahr drohet?

Setzten Sie denn nicht sogleich voraus, daß ich mich zu meinem Onkel begeben würde, welcher zwanzig Lieues von hier wohnt?«

»Ja, aber doch nicht in dieser Nacht?«

»Warum nicht? Soll ich einen halben Tag wegwerfen? Nein, nicht eine Stunde, nicht eine Minute — der Feind ist zu schlau und thätig, der Gegenstand des Kampfes ein zu wichtiger.«

»Aber bedenken Sie doch, E — Herr Eduard,« sagte Laura. »Sie sind so müde!«

»Ich war es, bin es aber jetzt nicht mehr.«

»Aber mein Gott, Sie können den Tod davon haben — in einer so finstern Nacht unternimmt man keine Reise zu Pferde.«

»Ach, mein Fräulein Laura, Tag und Nacht sind einem Manne, wenn er denen dienen kann, die er liebt, ganz gleich.«

Und während er dies noch sprach, spornte er sein ungeduldiges Pferd, welches sofort, Funken aus den Steinen schlagend, die Straße hinabgaloppirte.

Die Zurückbleibenden blieben stehen und horchten auf die verhallenden Hufschläge. Als sie endlich nichts mehr hörten, kehrten sie langsam und niedergeschlagen nach dem Schlosse zurück. Laura weinte.

---

*

VI.

Als Eduard ungefähr den dritten Theil seines Weges zurückgelegt hatte, fütterte und tränkte er sein Pferd und ritt dann die übrigen zwei Drittheile nicht zu schnell, aber ohne wieder Halt zu machen.

Es war drei Uhr Morgens, als er die Wohnung seines Onkels erreichte. Er zog sein Pferd in den Stall und kroch, um die Bewohner nicht zu stören, zum Küchenfenster hinein, welches er wie im goldenen Zeitalter offenstehend fand. Das Feuer auf dem Herde glimmte noch; er schürte es zusammen, schlief auf einem Stuhle ein, der so hart war — so hart wie das Herz eines Philanthropen.

Er hatte nach seiner Meinung kaum eine halbe Minute geschlafen, als eine Horde laut heulender rother Indianer ihn aufweckten und siehe da! die Haushälterin seines Onkels stand vor ihm und kreischte nochmals, als er in die Höhe sprang. Ihr Gekreisch ging jedoch sofort in ein unsicheres, verlegenes Stammeln über, welches sich nach und nach zu einem warmen Willkommen anschickte.

»Aber alle Heiligen, wie haben Sie mich erschreckt!« rief sie.

»Na, Ihr seyd dafür gerächt worden,« entgegnete Eduard. »Ich glaubte eine Legion Teufel mir in die Ohren heulen zu hören. Ist mein Onkel schon aufgestanden?«

»Ihr Onkel? Wissen Sie es denn nicht?«

»Nein, woher soll ich denn etwas wissen? Was gibt es denn? O Himmel, er ist doch nicht todt?«

»Todt? Nein. Er würde doch nicht sterben, ohne seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht zu haben. Nein, aber er ist verreist.«

»Wohin denn?«

»Das wissen wir nicht. Er packte ein Hemd, ein Rasirmesser und einen Kamm zusammen und reiste fort ohne weiter ein Wort zu sagen. Sie wissen ja, wie er's zu machen pflegt.«

Eduard stöhnte.

»Wann ist er denn fort?«

»Gestern Mittag.«

Eduard fluchte.

»O ärgern Sie sich nur nicht darüber!« rief die alte Haushälterin.

»Aber, liebe Martha, es hängt ja Leben und Tod davon ab. Ich werde den Verstand darüber verlieren.«

»Na, na! Das werden Sie doch nicht thun! Er wird vermuthlich nicht lange ausbleiben!«

»Da habt Ihr Recht, Martha, er muß heute noch wiederkommen — er hat ja nur ein Hemd mitgenommen, wie Ihr sagt.«

»Hm!« sagte Martha nachdenklich, »das folgt gerade nicht daraus. Ich hab ihn oft ein Hemd weit länger als einen Tag tragen sehen.«

Eduard ging in großer Aufregung die Küche auf und ab. Für Gemüther seiner Art ist es die größte Marter sich passiv verhalten und auf Andere warten zu müssen.

Die gute Frau suchte ihn zu beschwichtigen und redete ihm begütigend zu.

»Trinken Sie eine Tasse Kaffeh, lieber Eduard,« sagte sie. »Sehen Sie — ich hab' ihn schon gewärmt und die Milch dazu.«

»Ich danke Euch, meine gute Martha. Ich habe wirklich Hunger wie ein Wolf.«

»Nun gut, so trinken Sie und essen Sie und gehen dann zu Bett. Sobald Ihr Onkel kommt, wecke ich Sie.«

»Ah, ich danke Euch, gute Martha. Ja, ich will zu Bette gehen. Es ist besser man schläft, als wenn man wachend unthätig die Daumen wirbeln läßt.«

Und somit brachte Martha ihn zu Bett und als er einmal hier war, behauptete die Natur ihr Recht und er schlief zwölf Stunden in einem Strich.

Gerade als die Sonne unterging, erwachte er und glaubte, sie ginge auf. Er kleidete sich schnell an und ging hinunter. Sein Onkel war noch nicht da.

Er wußte nun nicht was er anfangen sollte. Eine heimliche Ahnung sagte ihm, daß, während ihm die Hände gebunden waren, der Feind thätig sey.

»Und ist er das auch nicht,« sagte er bei sich selbst, »dann beraubt mich der Zufall des Vortheils, den mein Eifer mir erringen sollte.«

»Warten Sie bis morgen,« sagte Martha. »Wenn er nicht kommt, so bekomme ich einen Brief.«

Eduard setzte sich nieder und schrieb einen Brief an Doctor Saint-Aubin, erzählte ihm sein Mißgeschick und bat ihn, die Pachtcontracte an Picard zu senden, wie dieser verlangt hatte.

»Picard ist klüger als ich,« sagte er.

Der Morgen kam, aber kein Brief. Nun tauchte eine andere Besorgniß in Eduard auf — er war nicht auf seinem

Posten. Commandant Raynal war sehr streng. Besser war es daher, wenn er zu ihm ritt und ihn um eine Woche Urlaub ersuchte. Jetzt war die beste Zeit, es zu thun. Bei seiner Rückkehr war sein Onkel vielleicht zu Hause.

»Ja, ich will Mirabeau satteln und hinüberreiten. Dann brauche ich doch nicht den ganzen Tag hier zu sitzen und mit den Daumen zu quirlen.«

Commandant Raynal wohnte in einem Hause ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen der Besitzung von Rivière's Onkel und Beaurepaire.

Als Eduard des Hauses ansichtig ward, sah er ein kleines dickes Pferd ganz allein vor der Thür stehen und gleich darauf kam der Notar heraus, schwang sich in den Sattel und kam auf Eduard zugeritten.

Eduard fühlte sich von einem kalten Schauer durchrieselt, unmittelbar auf diesen aber folgte glühende Hitze und das brennende Verlangen, sich wie ein Sturm dem Feinde entgegenzuwerfen und ihn mit sammt seinem Thiere über den Haufen zu reiten.

Aber er mußte bei sich selbst sagen: »Warte nur noch ein paar Tage — warte nur noch ein paar Tage!« und er getraute sich nicht, den Mann anzusehen, als sie aneinander vorbeiritten. Der Advocat aber warf ihm durch seine halbgeöffneten Augenlider einen boshaften, bittern Blick zu.

Eduard ward übrigens nicht wenig betroffen, seinem Feinde so plötzlich und am Hause seines Commandanten zu begegnen.

»Können denn diese Advocaten die Pläne Anderer errathen, ehe dieselben noch entworfen sind?« sagte er bei sich selbst. »Können diese geübten Schurken dies wirklich? Nein, er ist einfach hierher gekommen, um mir im Allgemeinen einen

Possen zu spielen, meinen Commandanten gegen mich aufzuhetzen. Die Zeit zu seinem Angriff hat er gut gewählt, jetzt, wo ich diesen Mann, der in Dienstsachen so streng ist, um eine Gunst bitten will.«

Eduard erschien ziemlich muthlos vor Raynal und sagte nach der gewöhnlichen Begrüßung:

»Ich wollte Sie um eine Gunst bitten, Herr Commandant.«

»Was wünschen Sie?« rief der Commandant in seinem gewohnten barschen Tone.

»Einen kurzen Urlaub.«

»Hm!«

»In dringenden Angelegenheiten. O, mein Herr, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab!«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich Ihnen Ihre Bitte abschlagen will?« fragte der Commandant.

»Niemand, Herr Commandant, aber ich habe Feinde und fürchtete, daß einer derselben mich vielleicht hinter meinem Rücken verleumdet hätte.«

»Bürger Rivière,« entgegnete Raynal in strengem Tone, »wenn Jemand zu mir kommt, um einen meiner Offiziere hinter seinem Rücken anzuklagen, so würde ich diesen Offizier rufen lassen und zu seinem Ankläger sagen: Nun, hier steht der Mann, sehen Sie ihm ins Gesicht und sagen Sie, was Sie zu sagen haben.«

»Ich war ein Thor,« rief der junge Mann, »mein edler Commandant —«

»Genug!« sagte der Commandant ungeduldig. »Niemand hat je in meiner Gegenwart ein Wort zu Ihrem Nachtheile gesprochen — überhaupt,« setzte er fast spöttisch hinzu, »überhaupt habe ich Ihren Namen nur wenig nennen hören.«

»Mein Name ist heute hier vor Ihnen nicht erwähnt worden, Commandant?«

»Nein -- doch halt!« rief der streng wahrheitliebende Soldat, »ausgenommen von dem Diener, der Sie anmeldete. Lesen Sie diese Depesche, während ich einen Befehl draußen ertheile.«

Eduard las die Depesche und erröthete bis hinauf in die Stirn, als er auf eine Stelle stieß, an der es hieß:

»Eduard Rivière ist thätig, eifrig und pünktlich. In etwa sechs Monaten können Sie ihn recht wohl avanciren lassen.« Dies war Alles, aber außer ihm ward kein Mensch weiter gelobt.

Der Commandant trat wieder ein.

»O, Herr Commandant, welche Güte!« rief Eduard.

»Bürger,« entgegnete Raynal, »ich habe mich vom gemeinen Soldaten bis zu meinem gegenwärtigen Range emporgearbeitet — errathen Sie vielleicht wodurch?«

»Durch Tapferkeit — durch Ritterlichkeit — durch spartanische —«

»Ach, dummes Zeug — dadurch, daß ich streng meine Dienstpflichten erfüllte — darin liegt der Schlüssel zum Räthsel und deshalb ist auch mein Augenmerk auf Jeden gerichtet, der seine Dienstpflichten pünktlich erfüllt. Sie sind ein solcher und deswegen habe ich Sie gelobt. Also wie viele Tage wünschen Sie zu vergeuden? Sprechen Sie.«

»Nur wenige, sehr wenige.«

»Haben Sie ein Liebchen? Gut, gut — ich sehe schon — Sie haben eines — thöricht genug. Also um zu ihr zu gehen, wollen Sie Ihren Dienst hintansetzen?«

»Nein, durchaus nicht, Herr Commandant.«

»Sehen Sie mir ins Gesicht. Es gibt blos zwei Men-

schen auf der Welt — den, welcher sein Wort hält, und den, welcher es bricht. Der erste ist ein ehrlicher Mann, der zweite ein Lügner und später vielleicht ein Dieb. Wenn Sie Urlaub haben wollen, um einem Mädchen nachzulaufen, so gebe ich Ihnen eine Woche. Geschieht es in anderer Absicht, so gebe ich Ihnen vierzehn Tage. Nein, nein! Nur keinen Dank, ich habe keine Zeit zu verplaudern. Vorwärts, marsch!«

Eduard ritt triumphirend wieder fort.

»Hoch lebe der Commandant Raynal!« rief er. »Er ist nicht von Fleisch und Blut. Er ist von Metall — er klingt laut und echt. Seine Worte sind nicht Worte, sondern Töne einer goldenen Trompete, und wenn man fünf Minuten bei ihm gewesen, ist es einem zu Muthe, als könnte man es mit allen Notaren der Welt aufnehmen.«

Er erreichte wieder das Haus seines Onkels.

»Er ist noch nicht da, Herr Eduard!« rief ihm die alte Haushälterin entgegen.

Ein kalter Schauer durchrieselte ihn.

Den nächsten Morgen kam ein Brief von seinem Onkel, aus Paris datirt. Eduard war nahe daran, sich das Haar auszuraufen.

»Nach Paris mit einem einzigen Hemd. Wer konnte voraussehen, daß ein menschliches Geschöpf von irgend einem andern Orte als Bicètre mit nur einem einzigen Hemd nach der Hauptstadt der Welt gehen würde! Laßt mein Pferd bringen, Martha. Wahrscheinlich wird er kaum eine Woche dort bleiben. Das ist ein Compliment für die Hauptstadt — zehntausend Teufel! Ich komme noch von Sinnen. Laßt mein Pferd bringen.«

»Wo wollen Sie denn hin, junger Herr?«

»Nach Paris. Leihet mir ein Hemd. Er hat doch noch eines dagelassen, wie?«

Martha nahm von diesem versteckten Hieb keine Notiz.

»Er kommt ja aber nach Hause! Er kommt ja nach Hause!« rief sie. »Sie haben den Brief gar nicht ordentlich gelesen.«

»Sehr richtig — er kommt heute oder morgen nach Hause. Gerechter Himmel, wie doch diese alten Leute schwatzen! Als ob Heute und Morgen eins und dasselbe oder doch so ziemlich eins und dasselbe wäre! Ich werde nach Paris reiten.«

»Dann werden Sie ihn unterwegs verfehlen.«

»Gebt Papier und Schreibzeug, Martha, ich will den ganzen Tag Briefe schreiben. Ach, wie unglücklich bin ich!«

Er schrieb einen langen Brief an Saint-Aubin und erzählte ihm Alles, was er gethan und gelitten. Ebenso schrieb er auch an den Notar und beschwor ihn, in seiner Abwesenheit die Interessen von Beaurepaire auf's Genaueste zu überwachen. Dann zog er sein Pferd aus dem Stalle und galoppirte wild auf den Feldern umher und litt die Martern, welche träge Geister weder fühlen, noch sich denken können. Den nächstfolgenden Nachmittag kam — o Freude! — die behäbige Gestalt seines Onkels zum Vorschein und hieß ihn herzlich willkommen.

Der arme junge Mann wollte mit seinem Anliegen sofort herausrücken, aber er sah, daß er keine Aussicht hätte eher Gehör zu finden, als bis eine Menge landwirthschaftliche Fragen gestellt und beantwortet waren. Am Abend war es ihm endlich vergönnt, seine Geschichte zu erzählen und seinen Onkel zu bitten, die zweihundertundvierzigtausend Francs auf Hypothek zu leihen.

Der Onkel hörte den Antrag kaltblütig an.

»Ich glaube nicht, daß mir dies möglich ist, Eduard,« sagte er dann. »Ich müßte erst mein Geld aus den öffentlichen Fonds ziehen und diese sind im raschen Steigen begriffen. Nein, ich kann es nicht thun.«

Eduard bat seinen Onkel, die Sache nicht von dieser Seite, sondern als eine wohlthätige Handlung zu betrachten, die von weniger Verlust begleitet seyn würde, als Handlungen von diesem Verdienst gewöhnlich sind.

»Aber warum soll ich um dieser Aristokraten willen auch nur einen Sous verlieren?« fragte der Onkel mürrisch.

»Wenn Du sie kenntest — doch Du kennst sie nicht, lieber Onkel! Thu es daher um meinetwillen — um meinetwillen, dessen Herz auf immer und ewig an sie gefesselt ist!«

»Aha!« rief der Onkel. »Wohlan, ich will Dir etwas sagen, Eduard. Wenn Du wirklich thöricht gewesen bist, Dich in eine dieser Personen zu verlieben und Lust hast, den George Dandin zu spielen, so will ich Dir eine Summe verschaffen; aber so viel als Du verlangst kann ich nicht entbehren.«

»Gut, gut, lieber Onkel. Ich habe also keinen Freund auf der Welt weiter, als die, welche Du Aristokraten nennst.«

»Du bist ein undankbarer Knabe. Ich bin es, der keinen Freund hat. Ich dachte, Du kämst, um mich zu besuchen, und siehe da! Du kamst blos, weil Du Geld haben willst.«

»Du beleidigst mich, lieber Onkel, aber Du hast das Recht dazu. Ich will weiter nichts sagen. Ich will gehen.«

»Ja, meinetwegen gehe zum Teufel!«

Eduard befand sich bereits auf dem Wege nach dem Stalle, als die alte Martha ihn einholte.

»Ach, junger Herr,« rief sie, »verlassen Sie uns doch nicht so!«

»Er hat mich beleidigt, Martha.«

»Ach, was da! Er beleidigt mich alle Woche dreimal und ich ihn wieder, aber deswegen laufen wir nicht von einander fort. Er soll es Ihnen abbitten und — vor allen Dingen — er soll Ihren Aristokraten das Geld borgen. Das ruinirt uns noch nicht.«

»Aber, Martha, Ihr müßt gehorcht haben?«

»Na, das wollte ich meinen! Verhalten Sie sich nur ruhig. Sie werden sehen, er hat nun gebellt und beißen kann er nicht sehr, der gute Mann, obschon er es sich einbildet.«

»Ach, meine gute Martha, ich kenne seinen Charakter und weiß, daß er von Herzen ganz gut ist, aber hierher zu kommen und zu warten und Tage zu verlieren, während jede Stunde Gold ist und dann eine abschlägige Antwort zu erhalten! Mein Gott, wo soll ich denn anders Hilfe suchen, als bei dem Bruder meiner Mutter! Ich habe ja keine andern Verwandten.«

Martha vermochte ihn endlich zu bleiben.

Nachdem sie dies erreicht, eröffnete sie den Angriff auf ihren Herrn.

»Wissen Sie es schon,« fragte sie ruhig, indem sie einen Stuhl abstäubte oder wenigstens so that, »er weint.«

»Wer weint denn?«

»Unser Gast — unser Neffe — unser lieber Sohn.«

»Er hat auch Grund dazu. Wahrscheinlich wißt Ihr nicht, daß er mich beleidigt hat.«

»Wem sagen Sie denn das? Ich horchte ja am Schlüsselloch!«

»Schämt Euch.«

»Na, wir wollen vor der Hand weiter nicht erörtern,

wer sich zu schämen hat. Sie waren es, der ihn auf grausame Weise behandelte. Er weint und will fort.«

»Er will fort? Wohin denn?«

»Weiß ich es? Wahrscheinlich dahin, wohin Sie ihm befahlen zu gehen.«

»Es ist mir nicht recht, daß er so von hier fort will.«

»Das wußte ich gleich und deshalb bewog ich ihn noch zu bleiben, obschon er durchaus fort wollte.«

»Daran habt Ihr wohlgethan und dafür ein neues Kleid verdient. Was sagtet Ihr denn zu ihm?«

»Ich sagte: Ihr müßt Euch die Sache nicht gleich so zu Herzen nehmen. Unser Herr ist manchmal auf schlechter Laune —«

»Welche Lüge!«

»Aber er hat ein gutes Herz.«

»Da habt Ihr die Wahrheit gesprochen; ich bin gewöhnlich viel zu gut.«

»Es ist Ihrer Mutter Bruder!« sagte ich, »und obschon er manchmal mürrisch ist, so ist er Ihnen doch im Herzen durchaus nicht abgeneigt. Bleiben Sie da und sprechen Sie nicht von Geld,« sagte ich, »das ärgert ihn.« Dennoch aber, lieber Herr, konnte ich nicht umhin, bei mir selbst zu bedenken, daß wir alt sind und unser Geld doch nicht mitnehmen können. Unsere Zeit wird bald kommen wo wir so nackt und bloß aus der Welt gehen müssen, wie wir in dieselbe gekommen sind.«

»Das ist leider wahr.«

»Was mein Geld betrifft — und ich habe mir in Ihrem Dienste ein hübsches Sümmchen gespart, denn Sie wissen, daß Sie gegen mich niemals geizig waren —«

»Weil ich weiß, daß Ihr mich weder betrogen noch bestohlen habt.«

»Also mein Geld soll er auf jeden Fall bekommen.«

»Wenn Ihr Euch untersteht, ihm davon etwas zu sagen, so drehe ich Euch den Hals um! Wie könnt Ihr es wagen, mit euren drei Hellern zwischen den Sohn meiner Schwester und mich zu treten! Gleich marsch fort in die Küche!«

»Ich bin schon fort!«

Onkel und Neffe sahen sich bei Tische und der Neffe sprach der von Martha erhaltenen Instruction gemäß von Allem, nur nicht von Geld. Nach dem Diner, welches Martha ganz nach dem Geschmack des Onkels bereitet, lehnte dieser sich in seinen Stuhl zurück und fragte in der freundlichsten Laune:

»Nun, Neffe, wie steht es mit deiner kleinen Angelegenheit? Jetzt ist die Zeit, wo man Jemanden um Geld anreden muß. Nach Tische bin ich aufgelegt, den allerdümmsten Streich zu begehen, um alle Menschen glücklich zu machen, bevor ich sterbe.«

Da Eduard ihn auf dieser Laune sah, so erzählte er die Geschichte von Beaurepaire ausführlicher und offenbarte seine eigenen Gefühle einem Zuhörer, welcher theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Reue einen fast lächerlichen Grad von Theilnahme — mochte dieselbe nun echt oder erkünstelt seyn — entwickelte.

Als Eduard fertig war, erklärte der Onkel, er wolle das Geld schaffen, wenn die Bürgschaft gut sey.

»Und sie muß es seyn,« sagte er, »da die Pachtzinsen erhöht worden sind und Du eine der Hypothekenforderungen abgezahlt hast. Wie lange gibst Du mir Zeit?«

»Ach, lieber Onkel, wir haben einen tödtlichen Feind. Die Zeit ist auch Gold.«

»Wie ist es denn? Morgen ist Markttag und übermorgen ist Jahrmarkt.«

Eduard seufzte.

»Den nächstfolgenden Tag wollen wir die Sache besorgen.«

Eduard stöhnte.

»Ich meine, wir wollen in meinem Cabriolet nach der Mairie fahren.«

»Ah!«

»Und das Geld in unserer Tasche mitnehmen!«

»Ha, laß Dich umarmen, mein lieber Onkel!«

Auf diese Weise ward Eduards Angst und Sorge ein Ende gemacht. Binnen drei Tagen sollte sein Onkel der einzige Gläubiger von Beaurepaire seyn. Dennoch konnte er nicht umhin, die Stunden zu zählen und fühlte sich nicht eher wirklich beruhigt, als bis der Donnerstag Abend kam und sein Onkel ihm eine gefüllte dicke Brieftasche zeigte und Befehl gab, daß das große normännische Pferd, ein Thier von merkwürdiger Kraft und Ausdauer, zeitig gefüttert werden soll. Der Jüngling schwamm in wonnigen Träumen, der alte Mann rauchte ruhig seine Pfeife, als Martha einen Brief brachte, den der Briefträger soeben abgegeben. Er war von der Hand einer Dame geschrieben. Eduards Herz klopfte gewaltig. Martha beobachtete ihn lächelnd und fand einen Vorwand, im Zimmer zu bleiben.

Er öffnete den Brief und sein Auge sah mit Blitzesschnelle nach der Unterschrift — »Laura Aglae Rosa von Beaurepaire.«

Der süße Name war bereits auf dem Wege, von seinen

begierigen Lippen ausgesprochen zu werden, als ihm oberhalb desselben ein paar Worte in die Augen fielen, die ihm durch und durch gingen wie ein eisiger Dolch. Er las und die Farbe wich sogar von seinen Lippen. Er saß mit dem Briefe da und war wie in Stein verwandelt bis auf die bebenden Lippen und die zitternden Hände, welche die theure Handschrift hielten.

VII.

Die Fetzen jenes abgerissenen Placats, welches Eduard dem Notar Perrin in's Gesicht warf, waren für diesen nicht blos eine Beleidigung, sondern auch eine Offenbarung.

Er zog Erkundigungen ein und erfuhr bald, daß der junge Staatsbeamte ein Vorkämpfer von Beaurepaire und ein Client von Picard sey. Dies zusammenreimend argwohnte er sogleich, daß sein Concurrent ihn hinters Licht geführt. »Picard steht im Solde dieses jungen Wichtes,« sagte er bei sich selbst. »Vielleicht gedenkt er ihm das Geld zu leihen, anstatt mir.«

Weiter ging sein Argwohn vor der Hand nicht.

Den nächstfolgenden Tag aber erzählte ihm Jemand, daß die Pächter von Beaurepaire um dreißig Procent hinaufgeschraubt worden seyen.

Er sah sofort, welche Folgen dies für die Besitzung haben mußte. Seine Rache drohte ihm eben so zu entschlüpfen, wie seine Beute.

Er faßte einen raschen Entschluß und handelte demgemäß.

Er ritt zum Commandanten Raynal. Dieser Offizier

hatte ihm, wie der Leser sich erinnern wird, vor mehren Monaten Auftrag gegeben, ihm ein Landgut zu kaufen. Er hatte sich auch seit jener Zeit fortwährend nach einem umgesehen, war aber unglücklicherweise nicht im Stande gewesen, eins zu finden, welches so schlecht gewesen wäre, wie er es wünschte. Ein Agent sieht in der Regel nicht auf das Interesse seines Auftraggebers, sondern auf sein eigenes.

Perrin hatte, als Raynal ihm zuerst den Auftrag ertheilte, schon sein Augenmerk auf Beaurepaire gerichtet, dabei aber fiel ihm nicht im entferntesten ein, seinem Auftraggeber einen so guten Handel zuzuweisen. Er wartete, bis Jemand ein Gut im Werthe von hundertundachtzigtausend Francs zu verkaufen haben würde. Dann wäre er zu diesem Manne gegangen und hätte gesagt: »Wenn ich Euch einen Käufer mit baarem Gelde verschaffe, so gebühren mir natürlich fünf Procent.«

Nachdem der Verkäufer dies bewilligt, würde er sich eine Weile ruhig verhalten haben, dann wäre er wiedergekommen und hätte gesagt: »Ich kann Euch einen Käufer verschaffen, aber Ihr müßt zweihundertundfünfzigtausend Francs verlangen; die überschießenden siebzigtausend sind für mich.«

Leider aber hatten die Verhältnisse sich so gestaltet, daß er von diesem Plan abgehen mußte. Wir sehen ihn daher jetzt auf seinem dicken kleinen Pferde entlang reiten, um seinem Auftraggeber den besten Handel vorzuschlagen, der sich weit und breit machen ließ.

Es kam ihm sauer an, aber er blieb fest bei seinem Entschlusse. Zum Glück für sich selbst beherrschte ihn nicht nur ein Laster. Er war nicht blos habsüchtig, sondern auch rachesüchtig und deshalb im Stande, der Rache wenn auch nicht sein ganzes Interesse, aber doch wenigstens gewisse Procente

von demselben zu opfern. Wenn man sich einmal vorgenommen hat, etwas zu thun, so findet man Gründe aller Art. Er sagte bei sich selbst: »Ich werde sein Verwalter, sein Agent seyn. Er ist Soldat — niemals da — bleibt vielleicht in einem Treffen — stirbt ohne Testament, ha!« — mit einem Worte, er erblickte eine lange Fernsicht von möglichen Folgen.

Raynal schnitt die begeisterte Schilderung von dem unvergleichlichen Handel, den er ihm mit beispiellosem Eifer verschafft, kurz ab.

»Was ist in der Sache zu thun?« fragte der Commandant.

»Wir müssen mit einander zu dem Maire in Santenoy gehen,« antwortete der Notar.

»Gut.«

»Wie viel Tage brauchen Sie, um Ihr Geld bei Ihren Bankiers erheben zu können?«

»Bei meinen Bankiers? Ich habe es in meinem Mantelsack!«

»Ah, dann können wir das Geschäft sofort abmachen!«

»Nein, das können wir nicht. Der Dienst geht vor, dann kommen erst Privatsachen.« Er zog ein Notizbuch zu Rathe. »Morgen nach ein Uhr bin ich frei. Um drei kann ich in Santenoy seyn — ist das Zeit genug?«

»Ja, Herr Commandant.«

»Nun so halten Sie Alles in Bereitschaft. Um drei Uhr werde ich dort seyn. Wie viel Geld?«

»Ungefähr zweihundert und fünfzigtausend Francs.«

»Ich habe Sie nicht gefragt, wie viel ungefähr,« entgegnete der Mann der Präcision. »Ich fragte wie viel? Doch gleichviel. Ich werde auf jeden Fall genug mitbringen. Guten Tag!«

* * *

Den nächstfolgenden Tag eine Viertelstunde vor drei Uhr paradirte Perrin in gespannter Erwartung vor der Mairie hin und her. Mit dem Schlage drei Uhr kam der Commandant in voller Uniform herangetrabt, sprang vom Pferde und gab es einem Knaben zu halten. Er übergab Perrin zweihundertundfünfzigtausend Francs und schickte ihn in die Mairie, um die Herrschaft Beaurepaire zu kaufen, während er eine kleine Caserne inspiciren ging, welche eben in der Stadt Santenoy gebaut ward.

Perrin ging hinein, sprach mit dem Maire und meldete einen Käufer für die Herrschaft Beaurepaire an.

Der Maire schien Verlegenheit zu verrathen. Er ging aus einem Zimmer in das andere, suchte lange nach den betreffenden Documenten herum und sagte endlich:

»Haben Sie das Geld schon mit?«

»Ja,« sagte der Notar. »Zweihundertundfünfzigtausend Francs. Hier sind sie.«

Der Maire suchte wieder in seinen Papieren hin und her, nahm eines davon zur Hand und setzte seine Brille auf.

»Das ist nicht der Preis,« sagte er. »Die Besitzung ist zweihundertundfünfundneunzigtausend Francs werth.

»Wie ist das möglich, mein Herr? Zweihundertundfünfzigtausend ist der auf Ihrem Placat angegebene Preis.«

»Allerdings,« sagte der Maire im Tone der Entschuldi-

gung. »Ich hätte das Placat abändern sollen. In dem Befehl von dem Directorium ist keine bestimmte Summe erwähnt. Er ist in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt. Die Herrschaft soll für eine gewisse Summe außer dem Capital und Renten auf siebenundzwanzig Jahre verkauft werden. Seitdem ich jenes Placat habe anschlagen lassen, sind die Pachtzinsen erhöht und zum Beweis dafür die Pachtcontracte an mich eingesendet worden. Hier sind sie. Da Sie die Absicht haben, die Besitzung zu kaufen, so steht es Ihnen frei, die Contracte in Augenschein zu nehmen. Für zweihundertfünfundneunzigtausendeinhundertundvierzig Francs gehören Schloß und Herrschaft Ihnen.«

»Da steckt Picard dahinter!« sagte Perrin hämisch.

Der Maire that als wenn er ihn nicht hörte.

Perrin entfernte sich, um Raynal zu rapportiren, wie er in seiner Erwartung getäuscht worden. Er fand ihn mit Inspection der Caserne beschäftigt. Er setzte ihm die Sache auseinander und entschuldigte sich, indem er die Schuld auf den Maire wälzte, welcher den für einen Geschäftsmann unverzeihlichen Fehler begangen, ein Placat mit falschen Zahlenangaben an der Wand zu lassen.

»Gut,« sagte Raynal, »da die Herrschaft zweihundertundfünfundneunzigtausendeinhundertundvierzig Francs anstatt zweihundertundfünfzigtausend Francs werth ist, so ist dies um so besser für mich. Ich brauche dann blos so viel mehr zu bezahlen.«

»Morgen könnte ich es Ihnen leihen, aber morgen ist es vielleicht schon zu spät.«

»O, ich habe noch fünfzigtausend Francs in der Tasche,« entgegnete der Commandant kaltblütig; »ich habe alles mit-

gebracht, was ich hatte, denn es schienen Ihnen selbst nicht sehr klar zu seyn, wie viel wir brauchen würden.«

»Nun so kommen Sie sofort mit zu dem Maire,« rief der frohlockende Notar; »machen Sie schnell oder er wird sagen, die Bureaustunden seyen vorüber.«

Als der Commandant in voller Uniform und mit klirrendem Säbel in die Mairie trat und die ganze verlangte Kaufsumme aufzählte, versuchte der Maire natürlich nicht weitern Widerstand zu leisten. Er war mit Raynal persönlich bekannt, bewunderte ihn und respectirte ihn und die Militärgewalt, die er repräsentirte.

Was Raynal betraf, so kaufte er die Herrschaft, die er niemals gesehen wie man beim Bäcker eine warme Semmel kauft.

Von diesem Augenblicke an gehörten die alten Ländereien, Waldungen, Schloß, Fischteiche, Wirthschaftsgebäude und die Eiche, welche noch älter war, als die Familie selbst, einem Soldaten, der von der Pike an gedient, und den zukünftigen Erben seines plebejischen Leibes.

* * *

»Ich kann wohl schon heute dort übernachten, wie?« fragte Raynal.

Der Notar machte große Augen und lächelte dann. Er sah hier einen Mann vor sich, der selbst seiner Rache noch vorauseilte. Er erklärte ihm, daß er in seiner neuen Besitzung nicht eher übernachten könne, als bis er die dermaligen Bewohner derselben ausgetrieben habe.«

»Das Gesetz verlangt, daß wir ihnen eine Kündigung zufertigen,« bemerkte Perrin.

»Nun so wollen wir ihnen eine zufertigen.«

»Aber sie ist noch nicht einmal abgefaßt.«

»Nun so fassen Sie sie ab.«

»Und dann muß sie mundirt werden.«

»Nun, so mundiren Sie sie. Ich will hier warten.«

»Aber sie muß noch Vormittags eingehändigt werden, wenn sie für denselben Tag giltig seyn soll.«

»Verdammt seyen diese Juristen, die nicht die einfachste Sache ausführen können, ohne ein halbes Dutzend Formalitäten zu beobachten. Da lob ich' mir das Bajonnet. Doch da fällt mir ein. Einer meiner Offiziere wohnt hier in der Nähe. Er ist jetzt auf Urlaub abwesend. Kennen Sie ihn? Er heißt Rivière.«

»Ich kenne ihn von Ansehen.«

»Ich werde für die nächste Nacht Besitz von seinem Quartier nehmen. Seine Wirthin kennt mich.«

»Ja, ja,« rief der Notar, während seine Augen vom Ausdruck befriedigter Bosheit funkelten. »Er wohnt ganz in der Nähe des Schlosses.«

»Nun gut, dann können wir morgen unsern Angriff auf dieses beginnen.«

»Ja! Commandant — ja! Sie haben herrliche Ideen! Das ist der rechte Ort, von welchem aus wir den Angriff machen müssen,« rief er und lachte teuflisch in sich hinein. »Um zehn Uhr morgen Vormittag komme ich zu Ihnen und wir nehmen dann Besitz von Ihrem Eigenthum.«

»So sey es. Um zehn Uhr. Guten Tag! Ich muß nun wieder in die Caserne und die Arbeiter antreiben.«

Während der Commandant sich wieder nach der Caserne begab, dachte er bei sich selbst:

»Mein Besitzthum! Diese Worte haben einen schönen

Klang. Das müssen sie aber auch, denn sie kosten jedes einhundertundfünfzigtausend Francs. Beim St. Denis, ich bin ein glücklicher Mann! Es gibt nicht viele Soldaten von meinem Alter, welche sagen können: »Mein Besitzthum,« besonders Soldaten, welche den Tournister getragen haben. Wie stolz würde meine arme alte Mutter seyn! Ach, das verdirbt mir den ganzen Genuß. Sie wird nicht mir an dem Herde gegenübersitzen. Es wäre ihr neues Haus oder vielmehr unser neues Haus. So aber ist es blos mein. Doch ich bin undankbar, wenn ich murre. Der Mensch kann nicht Alles haben. Ich bin nicht der Erste, dem das Glück ein paar Jahre zu spät in die Hände kommt. Ich werde auch nicht der Letzte seyn. Ein Landhaus in der Provinz war das Paradies, welches die arme alte Frau sich träumte. Doch der Dienst vor allem andern.«

Und sein Säbel klirrte auf dem Pflaster, während er mit raschen Schritten nach der Caserne ging, um die Arbeiter anzutreiben, ehe er sich in sein Nachtquartier begab.

VIII.

Nach Eduards Weggange war Josephine von Beaurepaire traurig und von bangen Ahnungen erfüllt.

»Mein Freund,« sagte sie zu Saint-Aubin, »mir ist zu Muthe, wie es Soldaten zu Muthe seyn muß, welche wissen, daß der Feind sie unterminirt. Auf der Oberfläche zeigt sich keine Gefahr — nichts, was man sehen, bekämpfen, angreifen oder vermeiden könnte. In täglicher Gefahr, die um so entsetzlicher ist, als sie vollkommene Ruhe nachahmt, erwarten sie den verhängnißvollen Augenblick, wo die Lunte an die Mine gelegt wird.«

„Sie übertreiben," entgegnete Saint-Aubin beschwichtigend. „Wir haben einen Freund, der noch eifriger und thätiger ist als unser Feind. Glauben Sie mir, Ihre Niedergeschlagenheit hat ihren Grund nur in seiner Abwesenheit. Wir alle vermissen die Berührung mit diesem jungen heldenmüthigen Geiste — wir sind ein Körper und er die Seele desselben."

Josephine schwieg, denn sie sagte bei sich selbst:

„Warum sollte ich die heitere Stimmung meiner Freunde trüben? Sie fühlen sich so glücklich und vertrauensvoll."

Von nun an stand sie daher mit ihren stillen Betrachtungen allein. Eduard hatte Laura und Saint-Aubin mit einem Muthe erfüllt, welcher der Furcht widerstand, die durch den letzten Streich des Notars erweckt worden.

Was die Baronin betraf, so glich diese einer welkenden Pflanze, die durch milden Regen und Sonnenschein wieder zum Leben erweckt worden ist. Das System, welches man mit ihr verfolgte und welches Eduard Verschwiegenheit nannte, machte sie zu einer glücklichen alten Frau. Man ließ sie den letzten Zug ihres Kämpfers sehen und dann fiel der Vorhang. Dies war für sie die ganze Gestalt der Angelegenheiten. Ihre Einkünfte waren vermehrt, der einzige feindselige Gläubiger, den sie kannte, abgefunden, tausend Francs bares Geld im Hause und ein feuriger Jüngling mit dem Antlitz eines Engels in ihre Familie und ihr Herz eingezogen.

Soll ich gestehen, daß sogar saftiges Fleisch und arabischer Kaffeh mit edleren Umständen zusammenwirkten, um sie zu erheitern und ihren Muth aufrecht zu erhalten?

* * *

Es war ein balsamischer Morgen, obschon spät im Jahre. Josephine und Laura hatten gefrühstückt und gingen auf Verordnung des Arztes langsam auf der südlichen Terrasse spaziren. Die in der letzten Zeit stattgehabten Ereignisse hatten Saint-Aubin gänzlich aus den Wolken herabgeholt. Nachdem seine Aufmerksamkeit einmal für irdische Angelegenheiten erweckt worden, überwachte er nun die Gesundheit der ganzen Familie mit außerordentlicher Strenge.

Da er kein Apotheker war, welcher Arzeneien zu verkaufen hatte, und eben so wenig ein Arzt, der mit einem Arzeneiverkäufer im Bunde gestanden hätte, so verordnete er jeder dieser drei Damen an jedem trockenen Tage und den jüngeren an jedem Tage ohne Unterschied einen Schluck Morgenluft. Jetzt stand er in der Halle und wartete, um der Baronin seinen Arm zu geben, sobald sie herunterkommen würde.

»Welch ein herrlicher Morgen, Josephine!« sagte Laura. »Der gute Doctor hat Recht. Der Morgen ist wirklich eine gute Zeit zum Lustwandeln — die Luft scheint förmlich von Wohlgerüchen durchhaucht zu seyn.«

»Ja, Laura, laß uns unsere Heimat noch so viel genießen, als uns möglich ist, da wir sie jeden Tag verlieren können.«

»Fängst Du schon wieder an? Solche eitle Befürchtungen! Das Schloß ist allerdings zum Verkauf ausgeboten, aber das Geld ist jetzt sehr rar. Wer könnte gleich augenblicklich eine solche Summe auftreiben? Ganz gewiß müßte es Jemand seyn, der uns liebt — oder Jemand, der uns haßt.«

»O, die Liebe ist stärker als der Haß.«

»Bei Dir.«

»Bei jedem Menschen. Hier kommt die Mutter.«

Und — wie würde die jetzige junge Generation darüber lachen!

Die Fräuleins von Beaurepaire neigten, da dies das erste Erscheinen ihrer Mutter an diesem Tage war, gleichzeitig ihre schönen Häupter wie junge Pappeln, die sich vor dem Winde beugen, und warteten in dieser Haltung ehrerbietig, bis die Baronin leicht die Hände emporgehoben und gesagt hatte:

»Gott segne Euch, meine Kinder!«

»Wie ist heute dein Befinden, liebe Mutter?« fragte Josephine.

»Da mußt Du den Doctor fragen,« entgegnete die Baronin. »Er ist tyrannisch geworden und verbietet mir, in dieser Beziehung eine Meinung zu haben.«

»Die Baronin befindet sich wohl, meine jungen Damen,« sagte Saint-Aubin; »aber wird sich noch besser befinden, wenn sie meinen Verordnungen immer treulich nachkommt.«

»Da Sie Alles zu wissen scheinen, lieber Doctor, so können Sie mir vielleicht auch sagen, wie Madame geschlafen hat?« fragte Laura ein wenig schnippisch.

»Wenn sie das Mittel genommen hat, welches ich ihr gab, so hat sie gut geschlafen.«

»Aber hat sie denn auch genommen, was Sie ihr gaben? — Ha, ha, ha! Das wissen Sie nicht.«

»Um dies zu ermitteln, muß ich ihr erst an den Puls fühlen.«

»Ja, Laura, ich habe geschlafen,« sagte die Baronin, »und ich bedauere, daß ich geschlafen habe.«

»Undankbare!« rief der Doctor.

»Ich träumte nemlich, Doctor, und es war ein häßlicher Traum,« fuhr die Baronin fort. »Ich war mit Euch

allein im Garten — hier an dieser Stelle oder doch nicht weit davon. Es war jedoch nicht zu der jetzigen Jahreszeit, denn ich bewunderte meine Blumen und meine alten Freunde, die Bäume, und die Vögel zwitscherten und sangen. Plötzlich vernahm ich laute Glockenschläge. Ich weiß nicht, wie viel Uhr es schlug, aber es schlug sehr viele Mal. In einem Augenblick waren Blumen, Bäume, Himmel und das Licht des Tages entschwunden. Ich sah mich um, erblickte aber nichts mehr von meiner geliebten Wohnung, und eben so wenig die Augen meiner Kinder. Soll ich Euch sagen, was dieser Traum bedeutet?« fragte die alte Dame in ernstem Tone. »Wäre es vor einem Monat geschehen, dann hätte ich mir weiter nichts daraus gemacht, aber jetzt, wo sich Alles so schön und hoffnungsvoll gestaltet hat, wünsche ich meine Lieblinge doch noch nicht zu verlassen.«

»Es war ja nur ein Traum, liebe Mutter,« rief Josephine in heiterem Tone. »Sieh, hier ist deine Terrasse und dein Schloß.«

»Und hier sind deine Töchter« sagte Laura, und beide traten dicht vor ihre Mutter hin, um sie außer Zweifel zu stellen.

»Und hier steht Ihr treuer, obschon nutzloser alter Freund!« setzte Saint-Aubin hinzu.

»Das Frühstück ist aufgetragen, gnädige Frau!« meldete Jacintha.

»Jacintha hat dem Gespräch eine angenehme Wendung gegeben,« bemerkte die Baronin. »Ich stand im Begriff, Euch Allen die gute Laune zu verderben.«

»Ich verordne nun Frühstück und Vergessenheit eitler Träume!« rief Saint-Aubin. »Sie, meine jungen Damen, werden noch eine halbe Stunde spaziren gehen.«

Die Schwestern gingen mehrmals schweigend auf und ab. Laura war die Erste, welche sprach.

»Wie abergläubisch Du bist, liebe Schwester!«

»Ich, ich habe ja gar nichts gesagt!« entgegnete Josephine.

»Nein, mit dem Munde allerdings nicht, aber um so lebhafter sprechen deine Augen. Ich glaube an unsern jungen Wahnsinnigen mehr als an die Träume unserer armen Mutter.«

»Er wird Alles thun, was er kann!«

»Ja, ja, ich denke eben so wie Du. Seine Energie, sein Muth werden unsern Feind schlagen.«

»Ganz gewiß, Josephine. Ich freue mich, daß Du die Dinge so zu sehen beginnst, wie sie wirklich sind. Sieh nur, wie es sich mit der Gesundheit und Gemüthsstimmung unserer Mutter bessert! Es ist das auch kein Wunder, da der Horizont sich aufgeklärt hat. — Da kommt Jacintha auf uns zugeeilt. Wahrscheinlich läßt die Mama uns rufen. Sieh nur, wie bleich sie ist — es muß etwas vorgefallen seyn — Mama ist krank geworden — ihr Traum —«

»Still, still!« rief Jacintha, indem sie die Hände ringend auf die Schwestern zukam. »Ach, meine gnädigen Fräuleins — das Schloß — o, lassen Sie der Frau Baronin nichts davon wissen — es wäre ihr Tod. O was sollen wir anfangen? was sollen wir anfangen?«

»Sey ruhig, Laura — sey ruhig, Jacintha,« sagte Josephine, die an allen Gliedern zitterte, obschon ihre Stimme fest war. »Ein einziges Wort — o meine Ahnungen! — Beaurepaire!«

Jacintha schlug die Hände zusammen und fing an laut zu schluchzen.

»Es ist verkauft!« sagte Josephine. »Der Himmel schenke mir Weisheit! Was soll ich thun? Rasch, sage mir, Jacintha, an wen? An jenen Menschen — an Perrin?«

»Nein, an einen Fremden, an einen Offizier. Darb-nannte mir sogar seinen Namen — Fluch über ihn!«

»Ein Bonapartist! Dann sind wir in der That verloren!« rief Josephine immer heftiger zitternd.

»Ermanne Dich, meine Schwester!« rief Laura erschrocken, »Du wirst ohnmächtig.«

»Nein, Laura, es ist jetzt keine Zeit, um der Schwäche nachzugeben. Kommt mit nach der Plaisance. Dort ist Wasser.«

Mit wankendeu Füßen lenkte sie ihre Schritte nach dem Wasserbehälter in der Plaisance; als sie aber um die Ecke bog, fuhr sie mit einem krampfhaften Schrei zurück und ihre augenblickliche Schwäche verließ sie sofort. Sie duckte sich an die Wand und klammerte sich mit ihrer zarten Hand an den Eckstein und schaute mit stierem Blick nach der Plaisance, während Laura und Jacintha keuchend hinter ihr standen.

Zwei Männer standeu mit dem Rücken nach ihr gewendet und sahen die Eiche an. Der Eine war ein Offizier in voller Uniform, der Andere der elende Perrin. Obschon das Gesicht des Soldaten nicht zu sehen war, so verrieth doch sein ungenirtes gebieterisches Wesen, daß er den Platz als Herr desselben in Augenschein nahm.

»Die Baronin! die Baronin!« rief Jacintha im Tone des Entsetzens.

Die Schwestern sahen sich um und die Baronin stand dicht hinter ihnen.

»Was gibt es?« fragte sie in heiterem Tone.

»Nichts, Mama.«

»Laßt mich dieses Nichts sehen.«

Die Schwestern sahen einander an, und so vergeblich auch der Versuch war, so behielt doch die Gewohnheit, sie zu schonen, die Oberhand, und sie warfen sich zwischen sie und den drohenden Streich.

»Josephine ist nicht wohl, liebe Mutter,« sagte Laura; »sie will hineingehen.«

Beide Mädchen standen der Baronin gegenüber.

»Ja, wenn Du mich begleiten willst, liebe Mutter,« sagte Josephine.

»Jacintha,« sagte die Baronin, »hole den Doctor. So, nun habe ich sie fortgeschickt. Nun sagt mir auch, warum Ihr mir auf diese Weise den Weg vertretet?«

»Haben wir das gethan, liebe Mutter?« sagte Josephine. »Dann habe ich es selbst nicht bemerkt.«

»Kinder, es ist etwas vorgefallen,« sagte die Baronin, und sah ihre Töchter abwechselnd mit forschenden Blicken an.

»O Mama geh nicht dorthin,« rief Laura. »Es sind Fremde in der Plaisance.«

»Laßt mich sie sehen — ich sage Euch, ich will sie sehen. Also Fremde sind da, ohne erst bei mir angefragt zu haben. Ruft Jacintha, damit ich diesen Leuten befehlen kann, sich von meinem Grund und Boden zu entfernen.«

»Mutter, ich bitte Dich um's Himmels willen, sey ruhig!« rief Josephine.

»Ich soll ruhig seyn, wenn verwegene Eindringlinge in meinen Garten kommen?«

»Mutter, es sind keine Eindringlinge.«

»Was meinst Du?«

»Sie haben das Recht, in unserer Plaisance zu seyn.«

»Josephine, Laura, o mein Herz!« rief die Baronin ahnungsvoll.

»Ja, Mutter! Dieser Offizier hat das Schloß gekauft.«

»Es ist unmöglich! Er sollte es ja für uns kaufen. Es ist ein Irrthum — welcher Mann würde eine arme alte Frau, wie ich bin, um's Leben bringen wollen! Ich will mit diesem Herrn sprechen. Er trägt einen Degen. Soldaten treten kein Weib mit Füßen. Aha, dieser Mann!«

Der durch ihre Stimme aufmerksam gemachte Notar kam mit einem Papier in der Hand auf sie zu.

Raynal betrachtete kaltblütig den Baum, pochte mit seiner Säbelscheide daran und überließ es Perrin, die schmutzige Arbeit zu besorgen.

Der Notar nahm den Hut ab und überreichte mit boshaft erheuchelter Ehrfurcht der Baronin das Papier. Die arme alte Frau empfing es ihrer alten Gewohnheit treu mit einer Verbeugung und las es ihren Töchtern vor, so gut als ihre Aufregung und der Kanzleistyl gestattete, in welchem es abgefaßt war.

Es enthielt die an die Baronin und ihre Töchter gerichtete Aufforderung, das Schloß Beaurepaire, welches von dem Commandanten Jean Raynal erkauft worden, bei Vermeidung gewaltsamer Ausweisung binnen vierundzwanzig Stunden zu räumen.

»Meine Herren,« begann die Baronin mit matter Stimme, nachdem sie die Schrift gelesen, »ich bitte Sie, wenden Sie keine Gewalt an! Ich wohne seit dreißig Jahren in diesem Schlosse. Da es aber verkauft ist, so begreife ich vollkommen, daß ich es verlassen muß. Es ist das nicht mehr als gerecht. Ich werde gehen, meine Herren. Aber wohin

sollen wir gehen, meine Kinder? Das Haus, in welchem Ihr mir geboren wurdet, ist nicht mehr unser. Ach mein Herr, Sie haben sich an zwei schwachen Frauen bitter gerächt — möge Gott Ihnen verzeihen! In vierundzwanzig Stunden! Ja, in vierundzwanzig Stunden wird die Baronin von Beaurepaire Niemanden auf dieser Welt mehr lästig fallen.«

Der Notar drehte sich auf dem Absatze herum. Die arme Baronin, deren Stolz durch die eiserne Faust des Gesetzes zermalmt ward, richtete ihr Wort nochmals an ihn.

»Mein Herr, verbannen Sie mich aus dem Hause, aber nicht von dem Boden, in welchem mein Henri ruht. Gibt es auf diesem ganzen großen Besitzthume keinen Winkel, wo sie, welche die Herrin desselben war, sich niederlegen und sterben kann? Wo ist der neue Baron, damit ich ihn auf meinen Knien um diese Gunst bitte?«

Sie wendete sich gegen Raynal und wollte mit ausgestreckten Armen auf ihn zugehen. Laura aber hielt sie zurück.

»O Mama, erniedrige Dich nicht! Bitte diese Elenden um nichts! Laß uns Alles verlieren, aber nicht uns selbst vergessen!«

Die Baronin besaß nicht den Muth ihrer Tochter. Sie taumelte förmlich unter dem Schlage, der sie so unerwartet getroffen. Josephine unterstützte sie, und im nächsten Augenblicke kam auch Saint-Aubin herbeigeeilt. Ihr Haupt neigte sich rückwärts und ihre noch übrigen wenigen Kräfte verließen sie. So ward sie halb in das Haus getragen, halb geführt.

Commandant Raynal sah diesem Auftritte mit erstauntem Blicke zu.

»Was zum Teufel ist denn das?« fragte er.

»O,« sagte der Notar, »wir in unserem Geschäfte sind an dergleichen Scenen schon gewöhnt.«

»Ich aber nicht,« entgegnete der Soldat; »Sie haben mir kein Wort davon gesagt, daß so ein Scandal bevorstehe!«

»Was kann das Ihnen verschlagen, Herr Commandant? das Haus gehört Ihnen. Morgen um diese Zeit werde ich Sie hier wieder treffen und dann wollen wir förmlichen Besitz nehmen. Adieu!«

»Guten Tag!«

Der Soldat schritt in der Plaisance auf und ab, drehte sich den Schnurbart, murmelte unverständliche Worte vor sich hin und schien sich durchaus nicht behaglich zu fühlen. Gewohnt mit klingendem Spiele in eine Stadt ein- oder auszumarschiren und alle Vierteljahre wenigstens zweimal das Quartier zu wechseln, war er auf einen solchen Auftritt wie diesen durchaus nicht vorbereitet. Allerdings hörte er nicht, was die Baronin sagte, aber ihre Geberden waren so ausdrucksvoll, daß es der Worte eigentlich gar nicht bedurfte. Er sah wie die Kündigung eingehändigt ward — welchen Schrecken dieselbe verursachte, wie die alte Dame sich mit flehender Geberde nach ihm wendete und wie sie dann bleich und halb ohnmächtig hinweggeführt ward.

Er war nicht ein Mann von rascher Fassungsgabe und deshalb ward ihm Alles erst nach und nach klar.

»Verwünscht,« dachte er bei sich selbst, »ich bin der Besitzer dieses Schlosses — das sagen Alle. Anstatt dessen aber komme ich mir vor wie ein Dieb, wie ein Eindringling. Wer hätte gedacht, daß Jemand mit solcher Liebe an einem Orte hängen könnte, wie bei dieser alten Dame der Fall zu seyn scheint.«

Gleich darauf fiel ihm ein, daß die Kürze der Kündigungsfrist wahrscheinlich ein Hauptgrund des Schreckens der jetzigen Bewohner gewesen sey.

»Was für ein Esel dieser Perrin ist, mir nicht zu sagen, daß das Haus voll Weibsleute steckt! Diese Advocaten verstehen aber einmal nichts weiter als ihr Jus. Zu Weibern kann man nicht sagen: »Rechts um, Geschwindschritt, vorwärts marsch!« Sie haben stets solche Massen von Bagage, daß sie niemals ihre Zelte abbrechen können, wenn der Befehl eintrifft. Wie wäre es, wenn ich ihnen vierundzwanzig Tage Zeit gestattete anstatt vierundzwanzig Stunden?«

Und der Commandant versank in tiefes Nachdenken, was bei ihm, der so wenig Zeit und so viel zu thun hatte, nur selten der Fall war.

Nun hat jeder Mensch seine besondere Attitüde, wenn er in besondere Betrachtungen versinkt. Der Eine rennt dabei im Zimmer hin und her wie eine wilde Hyäne in ihrem Käfig, ein Anderer steht stolz mit verschränkten Armen da, ein Dritter sitzt mit gekreuzten Beinen, ein Vierter muß den Kopf in die Hand stützen, ein Fünfter muß dabei mit einem Stückchen Bindfaden oder mit einem Schlüssel spielen und ein Sechster und Siebenter machen es noch anders.

Unser Commandant richtete sich ganz gerade in die Höhe und ging sehr langsam sechs Schritte hin und her, bis das Problem gelöst war. Er hatte sich das, unter uns gesagt, vom früheren Schildwachstehen angewöhnt und sobald er nichts zu thun hatte, sondern blos nachdachte, verfiel der Körper allemal in diese alte Gewohnheit.

Während er so die alte Eiche bewachte, als ob sie das Thor der Tuilerien oder der Caserne gewesen wäre, kam Josephine von Beaurepaire plötzlich aus dem Hause heraus und

eilte über die Plaisance. Ihr Haar war in Unordnung, ihr Wesen wild und aufgeregt. So eilte sie rasch in den Park hinein.

Nun zersann sich Raynal den Kopf, wie er der Familie zu wissen thun sollte, daß sie ihre Siebensachen nicht in vierundzwanzig Stunden einzupacken brauche. Der Notar war fort und selbst wollte er nicht gern in das Haus gehen.

»Es ist noch vierundzwanzig Stunden lang das ihre,« sagte er bei sich selbst, »und man würde mir schöne Augen machen, wenn ich hineinkäme!« Als er daher Josephinen erblickte, sagte er:

»Ah, so wird es sich machen. Da ist Eine von ihnen — ich werde es dieser sagen.«

Demgemäß folgte er ihr in den Park nach, aber es war nicht so leicht, sie einzuholen, denn sie flog förmlich.

»Ich muß mich in einen Cavalleristen verwandeln, um diesem Flüchtling nachzukommen!« murmelte er, nahm seinen Säbel in die linke Hand und fing an zu laufen, so schnell er konnte. Dennoch aber war sie ihm noch um viele Schritte voraus, als sie plötzlich in ein kleines Gebäude schlüpfte, welches uns nicht neu ist, obschon es Raynal nicht kannte. Er erreichte es ebenfalls und hatte seinen Fuß schon auf die Schwelle gesetzt, um hinein zu gehen, als er durch das, was er im Innern hörte, bewogen ward, stehen zu bleiben.

Josephine betete laut. Sie betete mit Seufzen und Schluchzen und von ganzer Seele zur heiligen Jungfrau. Sie rang im Gebete mit einer todten Heiligen wie in Folge einer seltsamen Verkehrtheit die Menschen nicht mit Ihm ringen können oder wollen, der allein Millionen Gebete gleichzeitig von einer Million verschiedener Orte vernehmen und erhören kann, der unaufgefordert die Gesetze der Natur stillstehen hieß, welche

der Witwe den einzigen Sohn geraubt, der menschlichen Jammer beweinte, während die Augen all' der großen Heiligen, die rings umher standen, trocken blieben.

Der Soldat stand mit dem rechten Fuße auf der Schwelle, seinen Säbel noch in der linken Hand haltend, wie angewurzelt, und hörte aufmerksam auf das krampfhaft flehende Gebet, in welchem sich das gefolterte Herz des unschuldigen jungen Wesens ergoß.

»O Mutter Gottes, erhöre mich!« rief sie. »Ich bete für das Leben meiner Mutter. Sie wird sterben — sie wird sterben! Du weißt, sie kann nicht leben, wenn sie dieses Haus und diesen heiligen Ort verlassen muß, wo sie seit so vielen Jahren zu Dir gebetet. O Königin des Himmels, strecke deine Hand aus nach uns Unglücklichen! Unser Freund sagt, sie könne die Trennung von diesem Orte nicht erleben. Sie ist zu alt, um noch in der weiten Welt umherzuwandern. Möge man uns hinaustreiben — wir sind jung, aber nicht meine Mutter, nur nicht meine Mutter! Vergib den grausamen Menschen, die dies thun — sie gleichen denen, welche deinen Sohn kreuzigten. Sie wissen nicht, was sie thun. Aber Du, Königin des Himmels, Du weißt Alles, und wenn Du mir, deiner armen Josephine, geneigt bist, so zeige es jetzt. Du weißt, daß ich es war, die jenen schändlichen Menschen, den Notar beleidigte, und daß er aus Haß gegen mich unser geliebtes Haus einem hartherzigen Fremden verkauft hat. Schau gnädig herab auf mich — eine Tochter, die ihre Mutter so innig liebt und sie dennoch tödten wird, wenn Du Dich meiner nicht erbarmst und mir hilfst. O, mein Gott, was soll ich sagen? Was soll ich thun? Gnade, Gnade für meine arme Mutter und für mich!«

Hier ward ihr Gebet durch Schluchzen unterbrochen.

Der Soldat zog seinen Fuß still zurück.

»Es schickt sich,« dachte er bei sich selbst, »für einen Mann nicht recht, dieses arme Mädchen zu behorchen. Ueberdies habe ich genug gehört. Ihre Worte sind mir tief ins Herz gedrungen. Ich muß mir die Sache überlegen.«

Und er marschirte langsam und schildwachtmäßig vor der Capelle hin und her.

Josephinens betende Stimme ließ sich abermals vernehmen.

Raynal blickte auf seine Uhr.

»Sie hört aber auch gar nicht auf!« sagte er mit komischem Ausdruck.

Josephine ahnte nicht, wer ihre Schildwache vor der Capelle war.

Endlich kam sie an die Thür, vor welcher er immer noch kerzengerade und steif hin- und hermarschirte. Sie that einen leisen Schrei und zog sich schaudernd zurück. Raynal, der im Dolmetschen von Herzensbewegungen keine große Erfahrung besaß, bemerkte wohl ihren Schrecken, aber nicht ihren Widerwillen. Er begrüßte sie mit militärischer Präcision, indem er seinen Hut berührte, wie nur ein Soldat es kann.

»Ich wünsche ein Wort mit Ihnen zu sprechen, mein Fräulein,« hob er an.

»Mit mir, mein Herr? Was können Sie mir zu sagen haben?« fragte sie und begann zu zittern.

»Fürchten Sie sich nicht!« sagte Raynal. »Ich beantrage einen Waffenstillstand — eine Conferenz.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein Herr,« sagte Josephine, indem sie eine Ruhe heuchelte, welche durch das unruhige Pochen ihres wogenden Busens Lügen gestraft ward.

»Sie müssen sich nicht vor mir fürchten, mein Fräulein, ich wüßte nicht warum Sie sich fürchten sollten.«

»Nun, mein Herr, ich fürchte mich auch nicht — aber Sie sind mir fremd — und —«

»Und ein Feind, wollen Sie sagen.«

»Nein, wir haben kein Recht, Sie zu hassen, Sir, Sie kannten uns nicht. Sie wünschten wahrscheinlich weiter nichts als ein Landgut zu kaufen und —«

»Lassen Sie uns sofort zur Sache kommen — ich bin ein Mann, der nicht gern viele Worte macht.«

»Wie Sie wollen. Mir wird das selbst erwünscht seyn, denn meine Mutter möchte mich vermissen.«

»Ich hatte mich auf der Flanke postirt, als der Notar das Feuer eröffnete.«

»Ganz recht.«

»Ich sah den Schrecken der alte Dame.«

»Ach, mein Herr —«

»Und ich sagte bei mir selbst: Dieser Feldzug von Beaurepaire nimmt einen unglücklichen Anfang.«

»Es war freundlich von Ihnen, schon diese Rücksicht auf unsere Gefühle zu nehmen.«

»Als Sie aus dem Hause geeilt kamen, folgte ich Ihnen, um ein Wort mit Ihnen zu sprechen. Ich konnte Sie nicht einholen. Ich horchte, während Sie zu der heiligen Jungfrau beteten. Das war nicht soldatisch gehandelt, werden Sie sagen, und ich muß gestehen, daß Sie Recht haben.«

»Ich nehme es Ihnen nicht übel, mein Herr, und übrigens haben Sie auch nichts gehört, worüber ich zu erröthen hätte.«

»Nein — ganz das Gegentheil. Wohlan — zur Sache. Mein Fräulein, Sie lieben Ihre Mutter.«

»Was hat sie auf Erden weiter als die Liebe ihrer Kinder?«

»Mein Fräulein, ich hatte auch eine Mutter, ich liebte sie auch. Sie versprach mir, nicht eher zu sterben, als bis ich Oberst wäre — und dennoch starb sie ehe ich noch Commandant war — kurz zuvor obendrein.«

»Dann bemitleide ich Sie,« murmelte Josephine.

»Sie bemitleidet mich! Was für ein wunderbares Ding doch ein Wort ist! Niemand ist bis heute im Stande gewesen, das rechte Wort zu mir zu sagen. Ach, was da! sagt der Eine. Alle Menschen müssen sterben, sagt ein Anderer.«

»O!«

»Nimm Dir eine junge Frau und vergiß die alte! Das ist das beliebte Geschrei Aller, mein Fräulein.«

»Ganz gewiß kann es einem Manne von Ihrer Stellung, mein Herr, nicht fehlen, wenn er seine Neigung verschenken will. Doch das ist etwas ganz Anderes. Es ist gottlos, so etwas zu sagen.«

»Ja, Sie sind die erste und einzige Person, die zu mir gesagt hat: Ich bemitleide Sie.«

»Ja, ich bemitleide Sie,« wiederholte Josephine, während ihr sanft feuchtes Auge auf ihm zu verweilen begann, anstatt sich von ihm abzuwenden.

»Soll ich Ihnen etwas von meiner Mutter und mir erzählen?« fragte Raynal begierig.

»Ich werde mich dadurch sehr geehrt fühlen,« entgegnete Josephine höflich.

Nun erzählte er ihr die ganze Geschichte, wie er seine Mutter geärgert, als er noch ein Knabe war und Soldat werden wollte, während sie doch gern einen Kaufmann aus ihm gemacht hätte, und wie er eben um deswillen so innig ge-

wünscht, daß sie ihn im Genuß seiner Ehren und seines Erfolges sehen möchte.

»Und, mein Fräulein,« setzte er in bewegtem Tone hinzu, »an demselben Tage, wo ich in Italien meine Schultern zum ersten Male mit diesen Epauletten schmückte, starb sie in Paris. Ach, wie konntest Du mir so etwas anthun, alte Frau!«

Sein Schnurbart zitterte und er wendete sich rasch hinweg und that einige Schritte. Dann kam er wieder zu Josephinen zurück.

»Mein Herr,« sagte sie in mitfühlendem Tone, »sie würde ganz gewiß am Leben geblieben seyn, wenn sie gekonnt hätte — nicht sich, sondern Ihnen zu Liebe — glauben Sie mir, wenn ich Ihnen dies sage.«

»Ich glaube es!« rief Raynal, dem plötzlich ein Licht aufzugehen schien. »Aber wie können Sie im Herzen meiner Mutter lesen? Sie haben sie ja niemals gesehen.«

»Weil ich sie in dem Sohne sehe.«

Ihre feuchten Augen waren während des Gesprächs nicht müßig gewesen.

»Sie besitzen einen wunderbaren Scharfblick,« sagte Raynal, indem er sie mit immer größerer Ueberraschung ansah. »Aber was fehlt Ihnen denn?«

Josephinens Augen füllten sich mit Thränen.

»Wie?« fuhr er fort, »Sie wollen wohl am Ende gar meine Mutter beweinen — Sie, die Sie jetzt mit Ihrem eigenen Kummer zu kämpfen haben.«

»Mein Herr, unsere Situationen sind einander so ähnlich, daß ich wohl einen gewissen Grad von Sympathie für Ihr Mißgeschick übrig habe.«

»Ich danke Ihnen, mein junges Fräulein. Wohlan denn,

Während Sie zur heiligen Jungfrau beteten, sprach ich einige Worte zu ihr, die nicht mehr ist.«

»Ah!«

»Es war durchaus nichts so Schönes, wie Sie da drin sagten. Ich kann keine schönen Worte machen. Ich sah meine Mutter hinter ihrem Ladentisch in der Rue Quincampoix, denn sie war ein Weib aus dem Volke. Mich sah ich auf der andern Seite des Ladentisches und ich sagte: Schau her, Mutter. Hier ist eine schlimme Geschichte wegen diesem neuen Hause. Die alte Frau spricht vom Sterben, wenn wir sie aus ihrem Hause treiben und das junge Mädchen weint und betet zu allen Heiligen im Paradiese. Was sollen wir thun, wie? Und meine alte Mutter sagte zu mir: »Jean, Du bist Soldat, eine Art Vagabund, obschon nicht mit meinem Willen. Wenigstens aber sey was Du bist. Wozu brauchst Du ein Haus in Frankreich? Du, der Du fortwährend in Italien oder in Oesterreich oder Gott weiß sonst wo in einem Zelt liegst? Hast Du den Muth, ehrlichen Leuten um einer Laune willen so viel Schmerz zu bereiten? Dein schönes Schloß ist das nicht werth, mein Sohn. Ich bin es, die Dir dies sagt. Die alte Dame, welche bis jetzt in jenem Hause gewohnt hat, steht in meinem Alter. sagst Du, und ich kann dein schönes Haus nicht hüten, weil Gott es anders gewollt hat. Räume ihr daher meine Stelle ein. Dann kannst Du Dir einbilden, ich sey es, die Du an deinem Herde hast Platz nehmen lassen. Das wird Dir ein wenig das Herz erwärmen, Du kleiner Vagabund,« sagte meine alte Mutter in ihrer rauhen Weise. Sie hatte nemlich nicht die Bildung, welche Sie besitzen, mein Fräulein. Sie war ein Weib aus dem Volke — Rue Quincampoix.«

»Sie war ein Weib, wie es Gott geschaffen,« rief Josephine, deren Thränen nun die Wangen herabrannen.

»Ja, das war sie. Also zwischen ihr und mir ist die Sache abgemacht. Was weinen Sie denn daher noch? Sie haben ja den Sieg errungen. Das Feld gehört Ihnen — Ihre Mutter und Sie bleiben, ich dagegen ziehe mich zurück.«

Indem er dies sagte, hob er mit seiner linken Hand seinen Säbel noch mehr in die Höhe und wäre wahrscheinlich auf Jahre, vielleicht auf immer verschwunden, wenn Josephine ihn nicht aufgehalten hätte.

»Aber, mein Herr, was soll ich denken? Was soll ich hoffen? Es ist unmöglich, daß während dieser kurzen Unterredung — und wir dürfen nicht vergessen was Ihnen gebührt. Sie haben diese Besitzung gekauft.«

»Das ist wohl wahr. Wir wollen morgen davon prechen.«

»Ja, aber mein Herr —«

»Ruhe im Gliede!« rief er barsch. »Vergessen Sie nicht, daß ich in diesem District mehr daran gewöhnt bin zu befehlen, als zu hören, was andere Leute sagen.«

»Mein Herr, ich werde Ihnen gehorchen,« sagte Josephine ein wenig ängstlich.

Raynal beruhigte sie wieder.

»Mein Befehl lautet dahin, daß Sie sofort in's Haus hineingehen und das Herz der alten Dame seiner Unruhe entreißen. Sagen Sie ihr, daß Jean Raynal nichts dagegen habe, wenn sie hier leben und sterben wolle. Vor allen Dingen erzählen Sie ihr auch von der alten Frau in der Rue Quincampoix, nur schmücken Sie die Geschichte ein wenig nach Ihrer Weise aus — ich weiß nun schon, daß Sie sich darauf verstehen.«

»Das verhüte der Himmel! Ich gehe. Gott segne Sie, Herr Raynal.«

»Werden Sie nun gleich gehen?« rief er gebieterisch.

»Ja wohl, ja wohl,« entgegnete sie, und eilte nach dem Schlosse.

Als sie ungefähr drei Schritte gethan hatte, blieb sie stehen und schien unentschlossen zu seyn. Plötzlich drehte sie sich wieder herum, näherte sich Raynal, ergriff, ehe er es hindern konnte, seine Hand und drückte zwei sammtne Lippen darauf und eilte dann wieder fort, feuerroth über das, was sie gethan, während ihre feuchten Augen vor Freude strahlten. Sie hüpfte über das Gras hinweg wie Virgils Camilla. An dem Thore drehte sie sich noch einen Augenblick um und faltete die Hände, um Raynal zu zeigen, daß sie ihn nochmals segnete, dann schoß sie in das Haus hinein.

»Aha, Schelmin,« sagte er, während er ihr nachsah, »Du hast Dich gegen vorhin ein wenig verändert.«

Es dauerte nicht lange, so befand er sich auf der nach der Stadt führenden Heerstraße, auf welcher er schnell dahinschritt, während sein Säbel hinter ihm her klirrte.

»Das thut einem wirklich gut,« dachte er bei sich selbst. »Du hattest Recht, meine alte Mutter. Es ist mir so warm und wohl ums Herz, wie mir fast noch nie gewesen. Es leben die Fünffrankenstücke! Und man behauptet, das Geld könne den Menschen nicht glücklich machen! Wer das sagt, der lügt — nur den macht es nicht glücklich, der es nicht anzuwenden weiß. Mein Himmel, da schlägt es schon Eins. So einen ganzen Vormittag zu verschwatzen!«

* * *

Mittlerweile trat, wie dies in schwierigen Fällen und Prüfungen stets der Fall ist, in dem Schlosse der stärkste Geist hervor und nahm den ihm gebührenden Platz ein.

Laura war jetzt die Herrin von Beaurepaire. Sie befahl Jacintha, Dard und dem Doctor alles Werthvolle im Hause zusammenzupacken.

»Thut es diesen Augenblick,« rief sie. »Wenn jener Notar einmal erst Besitz von dem Hause genommen hat, dann ist es zu spät.«

»Aber haben wir denn auch das Recht dazu?« fragte Saint-Aubin.

»Thun Sie es,« entgegnete Laura heftig. »Ich dachte, wir hätten uns durch unsere Thorheit und Hilflosigkeit schon genug geschadet. Wir haben uns Haus und Hof nehmen lassen — wenigstens wollen wir unser bewegliches Eigenthum retten.«

Nachdem sie auf diese Weise den Andern ihre Arbeit angewiesen, schrieb sie schnell einige Zeilen an Rivière, um ihm zu melden, daß das Schloß verkauft sey, und mit diesem Briefe eilte sie selbst nach Bigot's Wirthhaus, dem nächsten Postbureau, und dann wieder zurück, um ihre Mutter zu trösten.

Die Baronin saß stöhnend und die Hände ringend in ihrem Lehnstuhl und Laura redete ihr zu und benetzte ihre Schläfe mit ihren letzten Tropfen Eau de Cologne und bemühte sich vergebens, ihren Muth wieder anzufachen, als Josephine plötzlich mit freudestrahlendem Antlitz hereintrat und ihre seltsame Geschichte ziemlich so erzählte, wie ich sie erzählt habe, nur mit der Ausnahme, daß sie ihren eigenen Antheil daran kurz und kalt erwähnte und in Bezug auf die Herzensgüte des seltsamen Soldaten und das Interesse, welches seine Mutter in ihrem Herzen erweckt, beredter war als

ich. Und dann erzählte sie von der alten Frau in der Rue Quincampoix, ihren kernigen Redensarten und ihrem edlen zärtlichen Herzen und brachte dies Alles auf Rechnung ihres Gebetes zur heiligen Jungfrau.

»Der Himmel hat sich für uns erklärt, liebe Mutter. Muth! Muth! meine Mutter!«

Die Baronin, welche Laura's Worten ein taubes Ohr geliehen, hörte Josephinens Mittheilung mit der freudigsten Ueberraschung an, Laura aber dämpfte die Freude Beider sofort wieder.

»Es ist ein großmüthiges Anerbieten,« sagte sie, »aber wir können es nicht annehmen.«

»Wir können es nicht annehmen?« rief die Baronin entsetzt.

»Wir können nicht eine so große Verbindlichkeit auf uns nehmen. Soll denn der ganze Edelsinn auf der Seite dieses Bonapartisten seyn — sind wir blos dem Namen nach edel? Was würde wohl unser Vater zu einem solchen Vorschlage gesagt haben?«

Josephine ließ den Kopf hängen. Die Baronin stöhnte.

»Nein, meine Mutter,« fuhr Laura fort, »mögen Haus und Hof verloren gehen, Ehre und wahrer Adel bleiben uns doch.«

»Aber was soll ich thun?« rief die Baronin. »Du bist grausam gegen mich und meine Tochter.«

»Mama,« rief die enthusiastische Laura, »wir brauchen von Niemanden abhängig zu seyn. Josephine und ich besitzen Muth und Jugend und Du hast Geld.«

»Wir haben kein Geld! Wir sind Bettler.«

»Wir haben ja hunderttausend Francs.«

»Hunderttausend Francs? Bist Du von Sinnen?«

»Nein, Mama. Unsere Schulden betrugen zweihundertfünfundzwanzigtausend Francs. Die Besitzung aber ist in Folge der Erhöhung der Einkünfte für zweihundertfünfundneunzigtausend Francs verkauft worden.«

»Wie kannst Du wissen, wie theuer sie verkauft worden ist.«

»Eduard's Brief meldete uns, daß sein Notar sie nicht für weniger weglassen würde. Siebzigtausend Francs sind daher von dem Kaufgelde unser und wir haben Mobilien, die auch ihre dreißigtausend Francs werth sind. Mit einem Theile dieses Geldes werde ich ein Pachtgut übernehmen, wenn Du es mir erlaubst. Uebrigens haben wir auch noch tausend Francs baares Geld im Hause.«

»Ein Pachtgut!« kreischte die Baronin.

»Eduards Onkel hat eins und wir haben seine Hilfe in Anspruch genommen.«

»Da haben wir die Lösung des Räthsels!« rief die Baronin satyrisch. »Ihr Liebhaber hat während dieser ganzen Zeit mit uns gesprochen, nicht sie selbst. Ein Pachtgut! Lieber will ich ins Grab steigen!«

»Besser ein Bauernhaus als ein Armenhaus,« rief Laura, »und wenn dieses Armenhaus ein Palast wäre, anstatt eines Schlosses!«

Josephine zuckte zusammen und hielt bittend die Hand empor.

Die Baronin ward bleich. Es war ein furchtbarer Ausspruch, den sie aus dem Munde ihrer Tochter vernahm.

In strengem Tone sagte sie:

»Darauf gibt es keine Antwort. Wir sind als Edelleute geboren, wir wollen als Bauern sterben — nur erlaubt mir, zuerst zu sterben.«

»Vergib mir, meine Mutter,« sagte Laura auf die Knie niedersinkend, »ich hatte Unrecht — mir kommt es zu, Dir zu gehorchen — nicht Vorschriften zu geben, ich sage nichts mehr.«

Und nachdem sie ihre Mutter und Josephinen geküßt, schlich sie demüthig auf die Seite.

»Von dem Augenblick an, wo dieses Mädchen einen Geliebten hat, wendet sie ihr Herz von ihrer armen alten Mutter ab. Sie ist für mich nicht mehr, was mir jetzt meine Josephine ist.«

»O nein, Mama, sie steht höher als ich. Dies sehe ich mit jedem Tage mehr ein. Sie ist stolz; sie ist gerecht. Sie betrachtet Alles von beiden Seiten. Deine arme Josephine ist nur zu geneigt, blos die zu sehen, die sie liebt.«

»Und das ist die Tochter, wie ich sie gern habe!« rief die Baronin, indem sie ihr die Arme entgegenbreitete.

Josephine schmiegte sich an sie und redete ihr den ganzen Tag tröstend zu und machte sie aufmerksam, daß der Himmel auf ihrer Seite sey und daß sie ganz gewiß nicht nöthig haben werde, Beaurepaire zu verlassen. »Ich will temporisiren,« dachte Josephine, »und sie in heiterer Stimmung zu erhalten suchen. Das ist die erste Rücksicht, die ich zu nehmen habe.«

Am nächstfolgenden Morgen, als sie beim Frühstück saßen, trat Jacintha in's Zimmer und meldete, der Offizier sey im Speisezimmer und wünsche mit der jungen Dame zu sprechen, mit welcher er gestern gesprochen. Josephine stand auf und ging zu ihm.

»Wohlan, mein Fräulein,« sagte er in heiterem Tone, »die alte Frau hatte Recht. Eben habe ich Marschordre erhalten — in einem Monat verlasse ich Frankreich. Eine schöne Geschichte wäre es gewesen, wenn ich Ihre Mutter aus dem

Hause getrieben hätte. Sie sehen demnach, daß nichts Sie hindert, hier wohnen zu bleiben.«

»In Ihrem Hause, mein Herr?«

»Warum nicht? Sind Sie zu stolz dazu?«

»Verzeihen Sie uns. Es ist allerdings ein Fehler, der unsern Wohlstand nicht hätte überleben sollen.«

»Ja, aber — gestern —«

»Ich habe mir die Sache überlegt. Ich hatte Unrecht.«

»Wenn meiner Mutter ein solches Anerbieten gemacht worden wäre anstatt der Ihrigen, so wäre ich nicht zu stolz gewesen es anzunehmen, wie es aber scheint, gehören Sie dem Adelstande an. Ich dagegen habe von der Pike an gedient und deshalb kein Recht stolz zu seyn.«

Raynal sagte dies ohne schlimme Absicht, Josephine aber fand Satyre und Ironie darin. Sie erröthete.

»Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Sie beleidigt habe. Es war dies eben so fern von meiner Absicht als von Ihrem Verdienst.«

Es trat eine Pause ein.

»O Ihr Zartgefühl überrascht mich eben so wenig. Ich verstehe es.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Abermals Pause.

»Verwünscht sey der ganze Handel!« schrie Raynal plötzlich. »Warum habe ich das Haus nur gekauft? Ich brauche es ja gar nicht!«

»Dann würde es Jemand Anderer gekauft haben, der strenger und weniger rücksichtsvoll gewesen wäre als Sie, mein Herr. Ich bitte Sie zu glauben, daß es uns schon ein

großer Trost ist, nicht mit rauher Hand von einem so geliebten Platze entfernt zu werden.«

Es trat abermals Schweigen ein. Raynal wußte nicht, was er sagen sollte, und marschirte wieder als Schildwache vor einer an der Wand hängenden Karte der Bretagne hin und her.

Josephine sah ihn verstohlen und mit heimlicher Besorgniß an.

Sie hatte gesagt, was sie ihrem Gefühle nach sagen mußte, aber in der Hoffnung, daß er sie damit zurückweisen und seine Pläne zu ihrem Wohl dennoch ausführen werde. Raynal aber war dieser weiblichen Tactik fremd. Er war ein Mann — das heißt ein Wesen, welches nicht gewöhnt war, seine Wünsche zu verhehlen und aus diesem Grunde sehr leicht geneigt, diejenigen, welche dies thun, falsch zu verstehen. Vor allen Dingen war er ein ehrlicher Mann. Ein Wort von ihm war eine Sache und zwar genau die Sache, welche er meinte. Deshalb nahm er es als etwas Ausgemachtes an, daß auch Josephine gerade das sage, was sie meine, und dadurch brachte sie ihn in Verlegenheit.

Als sie ihren Erfolg sah, wünschte sie, daß sie weniger energisch abgelehnt hätte und das Gespräch stand im Begriff, sich wieder zu entspinnen.

Hätte es wieder begonnen, so würde sie gerade dasselbe noch einmal gethan haben, denn es lag einmal nicht in ihrem Wesen, etwas Anderes zu thun. Zum Glück war ein neuer Gedanke das Resultat von Raynal's stummen Betrachtungen.

»Ich weiß es,« rief er. »Diese Sache muß durch eine dritte Person, einen beiderseitigen Freund, geschlichtet werden, Jemanden, der geschickter ist als ich und der diese Kleinigkeit

so zu arrangiren versteht, daß Ihr Zartgefühl dadurch nicht verletzt wird. Ich bin einmal kein Diplomat.«

Raynal unterbrach sich selbst, indem er plötzlich ein Fenster öffnete und hinausschrie:

»Heda! hierher! Sie werden gebraucht!«

Josephine kreischte beinahe.

»Was thun Sie, mein Herr?« rief sie. »Dies ist ja unser Feind — unser bitterster Feind! Er verkaufte die Herrschaft nur aus Haß gegen uns, nicht aus Liebe zu Ihnen. Ich hatte — er hatte — wir hatten seine Eitelkeit beleidigt Es war nicht unsere Schuld — er ist eine Natter. O, mein Herr, sehen Sie auf Ihrer Hut gegen seine Rathschläge!«

Diese mit großem Feuer und Ernste gesprochenen Worte waren überzeugend und als der Notar eintrat, war der Contrast zwischen der Einladung, die ihn herbeigerufen, und dem Empfang, der ihm zwanzig Minuten später zu Theil ward, ein wahrhaft drolliger.

Perrin stutzte, als er Josephinen erblickte, und Raynal wußte nicht recht was er zu ihm sagen sollte. Während er noch zögerte, hob der Notar, der keine Ahnung von dem hatte, was vorgegangen, an:

»Also Sie haben Besitz genommen, mein Herr? Diese Herren Militärs sind sehr rasch, meinen Sie nicht auch, mein Fräulein?«

»Sprechen Sie nicht mit mir, mein Herr!« sagte Josephine ruhig.

»Warum nicht? Seine Gäste muß man unterhalten.«

»Fräulein Josephine ist hier zu Hause,« sagte Raynal in strengem Tone. »Vergessen Sie nicht die Ehrerbietung, welche Sie ihr schuldig sind, damit sie Ihnen nicht befiehlt, das Zimmer zu verlassen.«

*

»O, das wäre sie allerdings im Stande, mein Herr,« entgegnete der Notar. »Zum Glück aber hat sie hier nichts zu befehlen.«

»Darauf verlaßt Euch nicht allzu gewiß,« sagte Raynal.

Der Notar sah sich unruhig um und erwartete den jungen Rivière zu sehen. Dann gab er dem Gespräch eine andere Wendung.

»Mein Fräulein,« sagte er in trockenem, geschäftsmäßigem Tone, »als Agent des Commandanten Raynal ist es meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß die Mobilien, welche Sie bereits fortgeschafft haben, Ihnen gehören, die dagegen, welche wir bei unserem Einzuge noch darin finden, sind unser,« setzte er boshaft schmunzelnd hinzu.

»Und da wir erst in einigen Wochen, ja vielleicht gar nicht einziehen, so werden Sie vollauf Zeit haben, Ihre Tische und Stühle fortzuschaffen,« bemerkte Raynal.

»Mein Herr,« sagte der Notar, »ich verstehe Sie wirklich nicht. Habe ich etwas gethan, was diese Zurücksetzung verdient? Habe ich Ihnen so übel gedient, daß Sie mir Ihr Vertrauen entziehen?«

»Nein,« sagte Raynal, »aber Sie überschreiten Ihre Befugniß, mein Freund. Ich befehle — Sie gehorchen.«

„So sey es, Herr Commandant. Wie aber lauten denn Ihre Befehle und was um's Himmels willen soll dies Alles bedeuten?«

»Es hat Folgendes zu bedeuten: Ich wünsche, daß Mademoiselle und ihre Familie hier bleiben, während ich mit dem ersten Consul nach Egypten gehe. Mademoiselle macht Schwierigkeiten — es beleidigt ihr Zartgefühl.«

»Komödie!«

»Obschon das Leben ihrer Mutter davon abhängt, daß dieselbe hier bleibt.«

»Komödie!«

»Ihr Stolz tritt ihrer Kindesliebe in den Weg.«

»Dummes Zeug!«

»Und nun dachte ich, Sie wären der rechte Mann, diese Widersprüche auszugleichen.«

»Da haben Sie sich aber an den Unrechten gewendet,« sagte Perrin gerade heraus. Gleich darauf aber setzte er in geschmeidigerem Tone hinzu: »Ich bin zu sehr Ihr Freund.«

Raynal runzelte die Stirn.

»Ich kann Sie unmöglich in einem solchen Vorhaben bestärken,« fuhr der Notar fort. »Ohne Zweifel sind Sie von ihr überredet worden, aber Sie haben einen Freund, einen Ulysses, der taub ist gegen die Stimme der Syrene. Ich mag mit diesem Uebereinkommen nichts zu thun haben. Ich will nicht meinen Freund hinters Licht führen und ihn seiner Rechte berauben helfen.«

»Nun dann scheren Sie sich Ihrer Wege und schicken Sie mir einen fügsameren Advocaten.«

»Einen fügsameren Advocaten!« schrie Perrin durch diesen Vorwurf aufs Aeußerste erbittert. »In ganz Europa gibt es keinen fügsameren Advocaten, als ich bin! Undankbarer! Also dies ist der Lohn für meinen Eifer, meine Uneigennützigkeit, meine Aufopferung? Gibt es wohl noch einen Agenten in der Welt, der einen solchen Kauf wie Beaurepaire Ihnen in die Hände hätte fallen lassen? Doch es geschieht mir schon recht. Warum bin ich von den Regeln des Geschäftes abgewichen. Und nun soll ich einen andern Agenten herschicken! Oh!«

Der ehrliche Soldat war verlegen. Die Beredsamkeit

des Juristen überwältigte ihn. Er fühlte sich schuldig. Josephine sah seine Einfalt und führte einen Hieb mit dem zweischneidigen Schwert des Frauenwitzes.

»Mein Herr,« sagte sie kalt zu Raynal, »sehen Sie nicht, daß es blos eine Geldangelegenheit ist? Es ist dies blos eine andere Art und Weise zu sagen: Bezahlen Sie mir die gewöhnlichen Gebühren doppelt.«

»Und ich will ihn doppelt bezahlen!« rief Raynal diese Idee festhaltend. »Fürchten Sie nichts — Ich werde Sie gut bezahlen.«

»Und meinen Eifer — meine Aufopferung —«

»Drücken Sie dieselbe in Zahlen aus.«

»Und meine Rechtschaffenheit —«

»Die addiren Sie dazu!«

»Und meine Uneigennützigkeit —«

»Rechnen Sie alles zusammen und belästigen Sie mich weiter nicht.«

»Ich sehe schon, ich sehe schon, mein armer Herr Commandant, Sie sind der Zunge eines Weibes nicht gewachsen.«

»Eben so wenig als der eines Advocaten. Gehen Sie zum Teufel und schicken Sie Ihre Rechnung!« schrie der Soldat wüthend. »Also wollen Sie gehen oder soll ich —«

Und er marschirte auf ihn los.

Der Notar stieß einen sonderbaren Ton, der wie ein Mittelding zwischen Knurren und Quicken klang, aus und verließ schnell das Zimmer.

Josephine bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Was fehlt Ihnen denn?« fragte Raynal besorgt. »Sie weinen ja wieder?«

»Ich, mein Herr? nein, ich weine nicht. Ich hielt mir blos die Hände vors Gesicht, weil ich das Lachen nicht hal-

ten konnte. Zugleich aber erschreckten Sie mich auch, mein Herr,« setzte sie plötzlich eine vorwurfsvolle Miene annehmend hinzu. »Ich fürchtete, Sie wollten ihn schlagen.«

»O nein, ein guter Soldat vergreift sich nie an einem Civilisten, wenn er es einigermaßen umgehen kann. Es sieht schlecht aus — und nun vollends in Gegenwart einer Dame! Sie müssen nicht glauben, daß ich keine Lebensart habe.«

»O, ich würde es Ihnen verziehen haben, mein Herr,« sagte Josephine in wohlwollendem Tone, während zugleich ein muthwilliger Ausdruck in ihren Augen spielte.

»Nun, mein Fräulein, da mein Freund sich als ein Unwürdiger erwiesen hat, so sind Sie an der Reihe. Wählen Sie einen Freund.«

»Wir haben blos einen, der sich zu so etwas eignete und dieser ist noch sehr jung. Doch wie unvernünftig bin ich! Sie kennen ihn ja. Ohne Zweifel sind Sie der Commandant, von welchem ich ihn einmal mit solcher Bewunderung habe sprechen hören — sein Name ist Rivière — Eduard Rivière.«

»Ob ich ihn kenne! Er ist mein bester Offizier.«

»Ah ich freue mich dies zu hören. Würden Sie aber wohl einen so jungen Mann, der noch dazu Ihr Untergebener ist, als Vermittler anerkennen?«

»O warum nicht?«

»Ich bin ja nicht die Partei, welche Schwierigkeiten macht, sondern Sie sind es.«

»Gut, Rivière sey der Vermittler. Aber wo ist er denn? Ich habe ihm nemlich Urlaub gegeben.«

»Er befindet sich auf einem seinem Onkel gehörigen Landgute in der Nähe von Rennes.«

»Gut, ich werde mich nach Hause begeben und ihm schreiben, daß er zu mir kommen soll. Wir wollen uns mit-

einander berathen und diese gewaltige Angelegenheit in Ordnung bringen. Mein General würde in der Zeit, die wir brauchen, mit einem Königreich fertig werden. Mittlerweile sagen Sie Ihrer Frau Mutter, sie solle Muth fassen. Meine Mutter pflegte zu sagen: Ein verzagtes Herz schafft sich seine eigene Noth!«

»O, welch ein weiser Ausspruch!«

»Sagen Sie ihr, wir wären alle noch nicht todt und sähen auch nicht darnach aus. Lassen Sie mich einmal hören, mein Fräulein, ob Sie das Wort Muth aussprechen können.«

»Muth!« rief Josephine.

»So ist's recht, nur noch sechsmal lauter und kräftiger.«

»Nun wohl: Muth!« rief Josephine so laut sie konnte.

»So ists schön!« entgegnete Raynal; »nun will ich gehen.«

Und damit klirrte er davon.

Josephine kehrte mit freudestrahlendem Antlitz in den Salon zurück.

»Nun? nun?« rief man ihr entgegen.

»Mama,« antwortete sie, »er bot uns das Haus nochmals an. Ich lehnte es ab, Laura — ja, ich lehnte es entschieden ab.«

»Bist Du von Sinnen, meine arme Josephine?« rief die Baronin entsetzt.

»Nein, Mama, dann schlug er vor, die ganze Sache der Entscheidung einer dritten Person anheim zu geben, und versuchte es zunächst mit Herrn Perrin. Dieser kam gerade zeitlich genug, um seine wahre Natur zu offenbaren und mit Schimpf hinausgewiesen zu werden.«

Alle frohlockten.

»Dann war er so gut, mich selbst einen Schiedsrichter, wählen zu lassen, und ich wählte Eduard Rivière.«

Diese Mittheilung rief große Sensation hervor.

»Er ist noch sehr jung,« bemerkte die Baronin, »aber Ihr kennt ihn besser als ich.«

»Wenigstens weiß ich so viel,« sagte Josephine, »daß er Dich nicht von hier vertreiben lassen wird.«

»Dann werde ich ihm für immer gewogen seyn,« sagte die Baronin.

»Ist das ein Versprechen, liebe Mutter?«

»Ja.«

»Ein Versprechen, welches Du deiner Josephine vor diesen Zeugen gibst?«

»Ein Versprechen, welches ich meiner Josephine gebe,« sagte sie und sah dabei Laura an. Diese hielt ihre Augen unverwandt auf ihre Arbeit geheftet.

* * *

Der Notar ging zähneknirschend nach Hause. Seine sämmtlichen zahlreichen Erfolge waren auf einmal in Wermuth verwandelt. Die Weisungen, welche ihm Raynal beim Scheiden ertheilt, klangen ihm noch in den Ohren. In dieser bittern Stimmung ärgerte er sich über den Mangel an logischer Consequenz in den beiden Befehlen.

Er kehrte sich daher um, schickte schon den nächstfolgenden Morgen eine kräftig gepfefferte Liquidation und verschob die Ausführung des andern Auftrages bis zu seinem Sterbetage.

* * *

Eduard Rivière ward nur mit Mühe vermocht, den noch übrigen Abend bei seinem Onkel zu verweilen. Der Kummer und die Sorge um seine Freunde und der Aerger über seine eigene Niederlage drückten ihn nieder.

Er drückte seinem Onkel die Hand und schwang sich aufs Pferd. Das ungeduldige Thier wollte, wie er den Sattel berührte, sogleich mit ihm fort. Ein unachtsamer Mensch hatte einen Schiebkarren auf dem Wege stehen lassen und gerade als Eduard den Fuß in den andern Steigbügel setzte scheute das Pferd heftig und warf Eduard auf die Steine des Hofes. Er sprang sogleich wieder auf und lachte über Martha's Schrecken. Ein Knecht fing mittlerweile das Pferd und führte es wieder herbei.

Als aber Eduard die Hand auf den Sattel legen wollte, fand er, daß sie ihm nicht gehorchte.

»Wartet einen Augenblick, mein Arm ist ein wenig gelähmt.«

»Laß mich einmal sehen,« sagte sein Onkel. »Gelähmt meinst Du?«

»Ja.«

»Und das ist auch kein Wunder, armer Schelm! Jacques, setze Dich auf's Pferd und hole den Arzt.«

»Bist Du von Sinnen, Onkel?« rief Eduard. »Ich kann mein Pferd nicht entbehren und brauche keinen Arzt. Es wird Alles gleich wieder gut seyn.«

»Es wird aber erst noch schlimmer werden, ehe es besser wird, armer Junge.«

»Ich weiß nicht, was Du meinst, Onkel. Der Arm ist blos gelähmt. Au! er thut weh, wenn ich ihn reibe.«

»Er ist schlimmer als gelähmt Eduard — er ist gebrochen.«

»Gebrochen, Onkel?« und er sah den Arm mit erschrockenem und verlegenem Blicke an. »Wie kann er gebrochen seyn? Er thut ja blos weh, wenn ich ihn berühre.«

»Er wird schon noch mehr wehthun. Ich kenne das aus Erfahrung. Vor fünfzehn Jahren fiel ich von einem Heuschober und brach den Arm.«

»O wie unglücklich ich bin! Aber dennoch muß ich nach Beaurepaire! Dort kann ich mich eben so gut curiren lassen als hier.«

»In's Bett wirst Du gehen und sonst nirgends hin.«

»Lieber in die Hölle.«

Der alte Mann gab seinen Leuten, welche auf Martha's Schreckensruf herbeigeeilt waren, ein Zeichen und vier handfeste Knechte faßten Eduard bei den Beinen und bei der linken Schulter und trugen ihn, während er um sich schlug und strampelte, hinauf und legten ihn auf ein Bett. Es dauerte nicht lange, so begann er sich sehr matt zu fühlen, und dies machte ihn vernünftiger.

Man schnitt ihm den Rock herunter und hüllte ihn in eine weite Decke und nach ziemlich langem Verzug kam der Chirurg und richtete den Arm wieder ein und nun sah sich der Feuergeist in gefangenen Händen.

Er tobte und schäumte und verzögerte seine Cur. Passive Tapferkeit — was diese zu bedeuten hat, das wußte er freilich nicht.

Es war zwei Tage nach seinem Unfall. Er lag auf dem Rücken und verwünschte sein widriges Schicksal, als er plötzlich eine kräftige sonore Stimme drei Worte zu Martha sagen hörte, dann kam etwas die Treppe heraufgeklirrt und Martha öffnete dem Commandanten die Thür des Krankenzimmers.

Eduard richtete sich überrascht und erfreut im Bett auf.

»O, Herr Commandant, wie gütig sind Sie, daß Sie kommen und Ihren armen kranken Offizier besuchen!«

»Na,« rief Raynal, »Sie müssen wissen, daß ich dergleichen Dinge aus Erfahrung kenne. Ich habe nicht blos an Arm-, sondern auch an Beinbrüchen darniedergelegen und weiß, wie langweilig das ist.«

»Langweilig! Ah, es ist — es ist — o Herr Commandant, der Himmel segne Sie, daß Sie gekommen sind!«

»Na, lassen Sie das gut seyn. Uebrigens komme ich auch in Geschäften.«

»Um so besser. Ich habe nichts zu thun — das ist es eben, was mich umbringt. Ich muß an meinem eigenen Herzen zehren.«

»Sie Cannibale! Wohlan, ich bringe Ihnen eine Nuß zu knacken und zwar eine sehr harte — ich wenigstens bin damit nicht fertig geworden.«

»Was meinen Sie, Herr Commandant, was meinen Sie?«

»Nun, kennen Sie ein Haus und eine Familie Namens Beaurepaire?«

»Ob ich Beaurepaire kenne?«

IX.

»Ein Brief an Sie, Fräulein!«

»Ah!«

»Nein, nicht an Sie, Fräulein Laura, sondern an Fräulein Josephine.«

Der Brief lautete:

»Mein Fräulein! — Ehe ich noch Zeit hatte, an unsern gewählten Schiedsrichter zu schreiben, ward mir gemeldet, daß er den Arm gebrochen habe. Deshalb —«

»O mein Himmel! unser guter — unser armer Eduard!«

Und wenn der arme Eduard die bleichen Wangen gesehen und die stammelnden Worte gehört hätte, so würde ihn dies mit seinem gebrochenen Arm fast ausgesöhnt haben.

Die Handgranate, welche der Commandant so kaltblütig in den stillen Familienkreis hineinwarf, rief einen solchen Schrecken hervor, daß es ziemlich lange dauerte, ehe man den Brief zu Ende lesen konnte.

»Deshalb ritt ich zu ihm hinüber und fand ihn auf dem Rücken liegend und von Aerger und Langeweile geplagt, weil er nichts zu thun hatte. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte. Er übernahm die Sache. Ich habe seine geheimen Instructionen empfangen und werde nächste Woche in seinem Quartier eintreffen, um seine rückständigen Geschäfte abzumachen und

Ihre ganze Familie kennen zu lernen, wenn diese mir es erlaubt.

Raynal.«

Da die letzten Worte dieses Briefes eine Antwort nöthig zu machen schienen, so schrieb die Baronin ein höfliches Billet und Jacintha übergab es Dard, damit es dieser in Rivière's Wohnung für den Commandanten abgebe.

Zuerst aber setzten sie sich Alle nieder und schrieben freundliche, theilnehmende und tröstliche Briefe an Eduard.

Brauche ich wohl erst zu sagen, daß diese Briefe eine ungemein wohlthuende Wirkung auf seinen Zustand äußerten?

Die nächstfolgende Woche ließ Raynal sich bei der Baronin anmelden. Sie empfing ihn allein. Sie sprachen von seiner Mutter. Den nächstfolgenden Tag speiste er mit der Familie. Seine Manieren waren oft das Gegentheil von dem, was die Baronin als die eigentliche feine Lebensart betrachtete, aber dennoch ward sie zu seinen Gunsten eingenommen und bewunderte eben so wie ihre Töchter sein offenes, biederes, männliches Wesen.

Eine Woche lang kam er alle Tage, plauderte mit der Baronin, ging mit den jungen Damen spaziren und wenn er nach Beendigung seiner Arbeiten Abends wiederkam, pflegte Laura ihn auszufragen und es kam nun eine solche Menge Schilderungen von Schlachten und Belagerungen, ein solches Gemisch von Heldenmuth und Herzenseinfalt zu Tage, daß der Abend auf die angenehmste Weise verging.

Die jungen Damen hefteten bei diesen Gelegenheiten ihre funkelnden Augen auf ihn und hörten mit dem größten Interesse seine Erzählungen an, in welchen weit weniger Ichs vorkamen, als man von redseligen alten Soldaten sonst zu hören pflegt.

So machten sie seine Bekanntschaft und lernten ihn kennen und achten.

»Sage mir, Mama,« hob Josephine einmal zu ihrer Mutter an, »gibt es noch viel solche Männer in der Welt?«

»Es ist wirklich ein herrlicher Mann,« entgegnete die alte Dame in etwas unbestimmtem Tone.

»Er ist ein Mann von Krystall. Er sagt niemals ein Wort, welches er nicht meint.«

»Wie, Josephine?« rief Laura, »hast Du nicht bemerkt, daß er allemal mehr meint als er sagt und auch mehr thut?«

»Ich wollte, ich wäre wie er!« seufzte Josephine.

»Nein, dafür müßte ich danken,« entgegnete die Baronin schnell. »Er ist ein Mann — ein Mann durch und durch, aber ganz gewiß wäre er ein unerträgliches Weib. Ein schönes Leben wäre es, wenn man eine Anzahl solcher Frauen um sich hätte, die jeden Augenblick mit Allem, was sie denken, herausplatzen und nichts Feines und Geglättetes in ihren Manieren haben.«

»Welch ein entsetzliches Bild, Mama!« rief Laura.

»Josephine,« sagte die Baronin, »ich glaube, Du bist sein Liebling.«

»O nein, Mama, Du weißt recht wohl, daß Du es bist.«

»Nun, das ist auch möglich,« entgegnete die Baronin und lächelte, »aber er hat doch mit Dir schon über weit mehr gesprochen als mit mir.«

In diesem Augenblick trat Jacintha ein und unterbrach die Conversation.

»Fräulein Josephine, der Commandant ist in der Plaisance.«

»Nun, und?«

»Und wünscht Sie zu sprechen.«

»Ich werde sogleich kommen.«

»Wie drollig er ist!« sagte Laura, »man denke, daß er auf diese Weise eine junge Dame zu sich rufen läßt! Er ist aber einmal ganz anders als andere Leute. Geh nicht, Josephine; er würde sich am Ende selbst wundern, wenn Du kämest.«

»O nein, liebe Schwester; ich wage eben so wenig ihm ungehorsam zu seyn, als wenn ich einer seiner Soldaten wäre.«

»Na, so gehe zu deinem Commandanten.«

»Er kommt gerade zur gelegenen Zeit,« bemerkte die Baronin. »Eben wollte ich Dir sagen, Du solltest ihn fragen, was Eduard in Bezug auf Beaurepaire vorgeschlagen hat.«

»Ich will es versuchen, Mama,« entgegnete Josephine; »ich hoffe aber, er wird selbst davon anfangen, denn weshalb ließe er mich sonst rufen?«

In Raynal's Wesen lag heute, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, ein gewisses unsicheres Zögern, wovon Josephine früher nie eine Spur an ihm bemerkt hatte. Um ihm diese Befangenheit zu benehmen und gleichzeitig den Wunsch ihrer Mutter zu erfüllen, begann sie daher:

»Nun, Herr Commandant, ist denn unser Freund Eduard im Stande gewesen, etwas vorzuschlagen?«

»Wie?« rief Raynal, »wissen Sie denn nicht, daß ich fortwährend seinen Instructionen gemäß gehandelt habe?«

»Nein, das weiß ich nicht. Sie haben uns ja gar nicht gesagt, was er Ihnen gerathen hat.«

»Gesagt? Natürlich habe ich es Ihnen nicht sagen können, denn es sind ja geheime Instructionen!«

»Und gedenken Sie denselben zu gehorchen?«

»Ja wohl, buchstäblich. Dem ersten Paragraphen habe ich schon gehorcht und komme nun zum zweiten. Hier liegt aber die Schwierigkeit.«

»Aber heißt es nicht die Ordnung der Dinge umkehren, wenn Sie diesem jungen Menschen gehorchen?«

»Ein Soldat muß eben so gut gehorchen können als befehlen und in allen Dingen muß es Jemanden geben, der das Commando führt. Dieser junge Mensch ist in dergleichen Dingen sehr schlau und meine einzige Furcht ist, daß ich seinen Befehlen nicht gehörig nachkommen werde — nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an Geschicklichkeit und Erfahrung.«

Josephinens Blicke verriethen, daß sie sich diese Worte durchaus nicht erklären konnte.

»Sie sehen, mein Fräulein, es ist dies eine Art der Kriegführung, von der ich nichts verstehe.«

»Dann ist es wahrscheinlich eine Kriegführung, wie sie bei den Wilden üblich ist.«

»Nein, das ist nicht der Fall. Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Bei allen Teufeln, ich fürchte mich!«

Und er machte vor Verwunderung über sich selbst große Augen.

»Das muß ein ganz neues Gefühl für Sie seyn, mein Herr! Ich glaube, ich verstehe Sie. Sie fürchten eine Niederlage. Sie gehen mit irgend einem Schritt von ganz besonderer Delicatesse um?«

»O nein, eher das Gegentheil.«

»Der Großmuth denn?«

»Nein, auch nicht! Verwünscht sey der junge Schelm — warum ist er nicht hier, um mir beizustehen?«

»Aber Sie haben doch weiter nichts zu thun, als seine Instructionen auszuführen.«

»Das ist wohl wahr! Das ist wohl wahr! Aber wenn man nun einmal ein Feigling, eine Memme ist?«

Diese Versicherung von Feigheit seitens der lebendigen Damascenerklinge, welche kerzengerade vor Josephine stand, kam dieser so drollig vor, daß sie in ein heiteres Gelächter ausbrach.

»Denken Sie sich, es wäre blos eine Festung, die Sie angreifen wollten, anstatt meines schrecklicheu Ich — ha! ha! ha!«

»Ich danke Ihnen,« rief Raynal mit Wärme, »es ist sehr gütig von Ihnen, ein solches ermuthigendes Wort zu sprechen,« und er faßte sichtlich Muth. »Wohlan!« rief er, »es ist weiter nichts als eine Festung, mein Fräulein! Wollen Sie mir einen Augenblick Ihre Hand geben?«

»Meine Hand? Wozu? — Da ist sie,« und sie streckte sie ihm langsam entgegen.

Er ergriff sie.

»Eine reizende Hand! Die Hand eines tugendhaften Mädchens, nicht wahr?«

»Ja,« entgegnete Josephine in ihrer Unschuld, die zu erhaben war, um auch nur zu erröthen.

»Gehört sie noch Ihnen?«

»Mein Herr! —«

Jetzt erröthete sie allerdings.

»Ich wollte Sie nemlich ersuchen, sie mir zu schenken. — Nun ist es heraus!«

Josephine zog ihre Hand rasch von der seinen zurück, auf der sie lag, wie auf einem Tische verschüttete Sahne.

»Aha, ich verstehe! Sie sind nicht mehr frei — Sie haben einen Geliebten.«

»Nein! nein!« rief Josephine in plötzlicher Aufregung; »ich liebe Niemanden, als meine Mutter und meine Schwester und werde nie Jemanden Anderen lieben.«

»Ah, Ihre Mutter — da fällt mir etwas ein. Er sagte mir, ich sollte diese fragen — so wahr ich lebe, ich glaube, er sagte mir, ich müßte diese zuerst fragen,« und damit raffte er seinen Säbel in die Höhe und wollte forteilen.

Josephine bat ihn, es nicht zu thun.

»Ich kann Ihnen diese Mühe ersparen,« sagte sie.

»O, aus ein wenig Mühe mache ich mir nichts. Meine Instructionen! meine Instructionen!« und er eilte in das Haus.

Nur wenige Augenblicke später kam Laura heraus, denn der Soldat hatte sofort eine Unterredung unter vier Augen verlangt.

Sie sah ihre Schwester gedankenvoll hin- und hergehen und eilte auf sie zu.

»O Laura, er hat —« begann Josephine und vermochte nicht auszureden.

»Das verhüte der Himmel!«

»Es ist nicht seine Schuld; dein Eduard hat es ihm geheißen.«

»Mein Eduard! Rede nicht so abscheulich! Ich habe keinen Eduard. Du sagtest natürlich Nein!«

»Wenigstens etwas der Art.«

»Etwas der Art? Was, Du sagtest nicht rund heraus Nein?«

»Ich sagte es nicht auf rauhe Weise, liebe Schwester.«

»Josephine, Du erschreckst mich. Ich weiß schon, daß

*

Du zu Niemanden Nein sagen kannst und wenn man zu einem Manne wie diesem nicht rund heraus Nein sagt, so kann man eben so gut gleich Ja sagen.«

»Aber ich habe durchaus nichts gesagt, was als eine Einwilligung gedeutet werden könne.«

Auch dies stellte Laura noch nicht ganz zufrieden und sie erging sich in einem längern Vortrage über die Vorzüge einer entschiedenen Verneinung und schalt Josephinen aus, daß sie noch nicht gelernt habe, zu irgend Jemanden geradezu Nein zu sagen.

»Wohlan, liebe Schwester,« sagte Josephine, »unsere Mutter wird mir heraushelfen. Welch ein Trost, eine Mutter zu haben!«

»Ja, aber warum sollen wir uns auf sie stützen? Du willst Dich immer auf sie stützen.«

»Nun, darf ich mich denn nicht auf meine Mutter stützen?«

»Nein, Du mußt lernen, Dich auf Niemand Anderen zu stützen als auf mich.«

In diesem Augenblicke trat Raynal wieder aus dem Hause und kam auf die Schwestern zu. Laura faßte Josephinen an der Hand und hielt sie fest und warf feindselige Blicke um sich.

»Jetzt schweig, Josephine — Du kannst nicht gerade heraus Nein sagen — überlaß es mir.«

»Von Herzen gern,« sagte Josephine.

»Mein Herr,« sagte Laura, ehe er noch sprechen konnte, »selbst wenn sie sich nicht geweigert hätte, so könnten wir doch nicht einwilligen — deshalb sehen Sie.«

»Ich habe durchaus keine Instruction, Sie um Ihre Einwilligung zu ersuchen,« entgegnete Raynal in rauhem Tone.

Laura ward feuerroth.

»Nun, bedarf es vielleicht auch nicht einmal der Einwilligung meiner Schwester?« fragte sie. »Hat sie die Ehre nicht abgelehnt?«

»Allerdings,« entgegnete der Commandant; »meine Instruction lautet aber dahin, daß ich mich an die ersten zwei oder drei abschläglichen Antworten nicht kehren soll.«

»O Josephine, es ist der unverschämte junge Mensch, der ihm das so geheißen hat!«

»Ein unverschämter junger Mensch!« rief Raynal zornig. »Es ist ja der von Ihnen selbst gewählte Schiedsrichter und ein so manierlicher junger Mann, wie ich jemals einen gesehen.«

»Liebe Freunde,« warf Josephine in sanftem Tone ein, »ich kann nicht zugeben, daß Ihr Euch um einen Strohhalm streitet.«

»Sie sind kein Strohhalm, mein Fräulein,« sagte Raynal.

»Ich danke Ihnen für dieses Compliment,« entgegnete Josephine. »Liebe Schwester, ist es möglich, daß Du, die Du sonst so schlau bist, Herrn Raynal's seltsamen Antrag nicht in seinem wahren Lichte siehst? Dieser großmüthige Mann hat an diesem excentrischen Vorgange kein persönliches Interesse. Er wünscht uns alle glücklich zu machen, besonders meine Mutter, ohne daß es den Anschein habe, als legte er uns eine zu große Verbindlichkeit auf. Ganz gewiß ist die Gutmüthigkeit noch nie so weit getrieben worden. Wohlan, mein Herr, ich will Sie, wenn Sie mir erlauben, mit meiner ewigen Freundschaft belästigen, aber noch weiter will ich Ihre Großmuth nicht mißbrauchen.«

»Schauen Sie her, Mademoiselle,« begann Raynal wie-

der in seiner schlichten Weise. »Ich ging allerdings von einem guten Beweggrunde aus, das gestehe ich. Seitdem ich mich aber jeden Tag in Ihrer Gesellschaft befunden und gesehen habe, wie gut und freundlich Sie gegen Ihre ganze Umgebung sind, bin ich egoistisch geworden und ich sage bei mir selbst: Welch ein Glück müßte ein Weib wie Sie für einen Soldaten seyn! Schon der Umstand, daß man Briefe an Sie nach Hause schreiben könnte, wäre die halbe Gage werth. Wissen Sie, manchmal wenn ich meine Kerle ihre Briefe schreiben sehe, gibt es mir hier einen Stich, wenn ich bedenke, daß ich gar Niemanden habe, an den ich schreiben könnte.«

»Ah!«

»Sie sehen also, daß ich nicht so uneigennützig bin. Jetzt, mein Fräulein, sprechen Sie so reizend, daß ich nicht weiß, was Sie meinen. Ich weiß nicht, ob sie Nein sagen, weil Sie mir niemals gut seyn könnten, oder ob es aus Schüchternheit geschieht und Sie blos noch mehr genöthigt seyn wollen. Deshalb sage ich nichts weiter. Ich habe meinen Antrag gemacht. Nehmen Sie einen Tag Bedenkzeit. Nehmen Sie zwei, wenn Sie wollen. Ich muß jetzt in die Caserne. Bald hätte ich vergessen es zu erwähnen — Ihre Mutter hat ihre Einwilligung ertheilt. Guten Tag!«

Er war fort, ehe sich noch die Schwestern von ihrem Erstaunen erholen konnten, welches seine letzten Worte ihnen verursacht hatten.

»Dieser Sache muß sofort ein Ende gemacht werden, Josephine,« hob Laura endlich an.

»Allerdings — wo möglich.«

»Willst Du mit unserer Mutter sprechen, oder soll ich es thun?«

»Ich bitte Dich, es zu thun.«

»Feigling!«

»Nein, liebe Laura, aber Du besitzest Energie und Willenskraft. Ich kann mich wohl im Drange der Umstände aufraffen, aber nicht fortwährend kämpfen.«

»Nun, sind denn die Umstände nicht dringend genug?«

»O ja, das sehe ich ein, aber ich kann nicht thun, was Du verlangst.«

»Nun dann kann ich es.«

»Das ist ein Glück. Du bist also die, welche handeln wird. Du besprichst die Sache mit unserer Mutter.«

»Ja, ich bin dazu bereit. Wo willst Du aber denn hin?«

»Ich will in mein Zimmer gehen.«

»Unglückliche, glaubst Du denn, ich würde diese Angelegenheit mit unserer Mutter besprechen, ohne daß Du dabei zugegen bist?«

»Nun, wie Du willst.«

Sie traten in das Zimmer der Baronin und Laura fragte sich mit einiger Aufregung, wie sie anfangen solle.

Zu ihrer Ueberraschung sahen die beiden Schwestern ihre Mutter mit ungewöhnlicher Lebendigkeit im Zimmer auf- und abgehen. Nicht so bald erblickte sie Josephinen so breitete sie ihr mit freudiger Lebendigkeit die Arme entgegen und küßte sie.

»Meine Josephine,« rief sie, »Du bist es, die uns rettet! Ich bin eine glückliche alte Frau. Wenn ich in ganz Frankreich wählen könnte, so hätte ich keinen würdigeren Mann für meine Josephine finden können. Er ist brav, er ist schön, er ist ein Mann, der es noch weit bringen wird, er ist ein guter Sohn und gute Söhne sind auch allemal gute Ehegatten — und ich — ich werde nun in Beaurepaire sterben, nicht wahr, Frau Commandantin?«

Josephine hielt ihre Mutter umschlossen, sagte aber nichts. Nach einer kurzen Pause drückte sie sie noch fester an sich und weinte ein wenig.

»Was gibt's?« fragte die Baronin die jüngere Schwester, ohne jedoch große Bestürzung zu verrathen.

»Ach, Mama.« rief Laura, »sie liebt ihn nicht.«

»Sie liebt ihn nicht! das wolle auch der Himmel verhüten! Sie wäre nicht meine Tochter, wenn sie einen Mann gleich auf den ersten Blick liebte. Ein bescheidenes sittliches Weib liebt blos ihren Gatten.«

»Aber sie kennt ja Herrn Raynal kaum.«

»Sie kennt ihn schon genauer, als ich euern Vater kannte, als ich ihn heirathete. Sie kennt seine Tugend und weiß sie zu schätzen. Ich habe sie dies selbst sagen hören — nicht wahr Du hast es gesagt, Josephine? Achtung aber reift bald zur Liebe, wenn sie erst einmal vermält sind.«

»Aber, liebe Mutter« hob Laura wieder an, »sagt Josephinens Schweigen Dir nichts? Ihre Thränen — lassen diese Dich ungerührt?«

»Thörichtes Kind,« entgegnete die Baronin, »das sind Thränen, die dem Herzen nicht wehe thun! Die gute Seele weint, weil sie jetzt zum ersten Male sieht, daß sie ihre Mutter wird verlassen müssen. Ach, liebe Josephine, dies ist ja unvermeidlich. Es ist der Wille der Natur. Früher oder später müssen die jungen Vögel das Nest der alten verlassen. Mütter sind nicht unsterblich. So lange sie noch leben, ist es ihre Pflicht, ihren Töchtern gute Ehegatten zu wählen. Du, liebe Laura, hast selbst gewählt und ich war damit einverstanden. Für meine Erstgeborne aber wähle ich. Wir werden sehen, wer die beste Wahl getroffen hat. Mittlerweile bleiben wir in Beaurepaire — Dank meinem lieben Kinde hier!«

»Josephine! Josephine! Du sagst ja gar nichts!« rief Laura entsetzt.

»Mein Gott, was soll ich sagen?« rief Josephine mit thränenden Augen. »Ich liebe meine Mutter und ich liebe Dich. Ihr ziehet mich nach verschiedenen Richtungen hin. Ich wünsche, Euch Beide glücklich zu sehen.«

»Nun denn, wenn Du nicht mit der Sprache herausgehst,« sagte Laura, »so muß ich es thun. Meine Mutter, täusche Dich nicht. Nur das Pflichtgefühl ist es, was Josephinen den Mund verschließt. Diese Heirath ist ihr widerwärtig.«

»Dann sind wir verloren!« rief die Baronin. »Josephine, ist dieser Mann Dir wirklich zuwider?«

»Nicht gerade zuwider, Mutter, aber sehr, sehr gleichgiltig.«

»Da haben wir's!« rief Laura triumphirend.

»Allerdings, da haben wir's!« rief die Baronin ebenfalls triumphirend. Sie achtet seinen Charakter, aber seine Person ist ihr gleichgiltig, mit andern Worten, sie ist ein bescheidenes Mädchen und meine Tochter, und laß mich Dir sagen, Laura, daß ohne die Unglücksfälle, welche unser Haus betroffen haben, meine Töchter beide eben so verheirathet würden, wie ich, das heißt ohne von ihren Männern nur halb so viel zu wissen, als Josephine von diesem wackern, ehrlichen, edelmüthigen Manne weiß.«

»Wohlan denn, Mutter, da Josephine nicht sprechen will, so will ich es thun,« sagte Laura. »Zürne mir nicht — ich liebe sie zu innig. Wenn dieser fremde Mann, den sie nicht liebt, Mama, sie von uns hinwegführt, so ist er Schuld an meinem Tode. Ich werde sterben — o!«

Josephine ließ ihre Mutter los und näherte sich Laura, um diese zu trösten.

Dieser letzte Beweis von Opposition raubte der Baronin endlich die Geduld.

»Ah!« rief sie, »jetzt kommt die Wahrheit zu Tage, Laura! Aus Egoismus willst Du diese Heirath nicht zugeben. Täusche Dich doch nicht über Dich selbst — aus Egoismus willst Du nichts davon wissen!«

»Mama!« rief Laura.

»Du selbst wartest blos darauf mich zu verlassen, aber deine ältere Schwester soll um deinetwillen dableiben! Laß mich,« rief die Baronin und setzte dann in sanfterem Tone hinzu, »Dir rathen, Dich auf dein Zimmer zu begeben und dort dein Herz richtig zu prüfen.«

»Ja, Mama,« entgegnete Laura.

»Du wirst dann finden, daß, wie ich gesagt habe, dein ganzer Widerstand eine ungebührlich starke Beimischung von Egoismus hat,« fuhr die Baronin fort.

»Wenn ich das finde —«

»Dann wirst Du aufhören, Dich mir zu widersetzen?«

»Mein Herz wird es nicht zugeben, aber ich werde mich selbst verachten und schweigen.«

Und die junge Dame, welche in dem Augenblicke, wo sie des Egoismus beschuldigt ward, ihre Augen getrocknet hatte, verließ mit stolz emporgerichtetem Haupte das Zimmer.

Josephine warf einen bittenden Blick auf ihre Mutter.

»Ja, mein Engel,« sagte diese, »ich war hart. Aber wir sind einmal nicht mehr eines Sinnes und werden es auch, glaube ich, niemals wieder seyn.«

»O ja, wir werden es seyn! Habe Geduld!« rief Jose-

phine. »Meine gute Mutter — Du sollst **Beaurepaire nicht verlassen!«**

Die Baronin erröthete ein wenig bei diesen letzten Worten ihrer Tochter und senkte das Haupt.

Josephine sah dies, eilte auf sie zu und bedeckte sie mit Küssen.

* * *

»Was haben Sie denn mit Ihrer Mutter vorgehabt?« fragte Doctor Saint-Aubin die Schwestern. »Ihr Puls geht ungemein rasch.«

»Wir hatten eine kleine Discussion mit ihr.«

»Dann lassen Sie dergleichen Discussionen künftig seyn. Wir haben ihr durch unsere Discussion in der letzten Zeit schon genug zu schaffen gemacht. Noch ein wenig mehr von dieser Aufregung und ich sehe ein Herzleiden voraus.«

»O, lassen Sie mich zu ihr gehen!« rief Laura.

»Nein, im Gegentheile! Ich bitte Sie, lassen Sie sie in Ruhe,« entgegnete der Doctor. »Ich habe ihr befohlen, sich bis zum Diner niederzulegen. Sie müssen wirklich ein bestimmtes System in Bezug auf sie annehmen und demselben treu bleiben.«

»Das wollen wir, das wollen wir. Was sollen wir denn thun?« fragten die beiden Schwestern wie aus einem Munde.

»Lassen Sie sie ihren eigenen Weg gehen. Sie wird nicht so gar lange mehr hier seyn, daß wir ihrem Willen entgegenarbeiten sollten. Ich bereue den Antheil, den ich daran genommen. Ich muß Ihnen gestehen, daß die Symptome ihres Befindens mir durchaus nicht gefallen.«

»O lieber Doctor! meine gute Mutter!« rief Laura.

»Verlassen Sie sich darauf, ihr Gemüth ist nicht ruhig. Sie kann Beaurepaire noch nicht aus den Gedanken bringen. In ihrem Herzen glaubt sie, sie werde doch noch einmal in die weite Welt hinausgetrieben werden und zwar so plötzlich, wie jener Satan von Notar es gern gethan hätte. Jener Morgen hat sie tief erschüttert.«

Laura seufzte, Josephine lächelte.

Der Commandant kam nicht wie gewöhnlich zum Diner. Der Abend verging langweilig und unerfreulich — ihre Herzen waren von Ungewißheit erfüllt.

»Unser heiterer Gesellschafter fehlt uns,« sagte die Baronin, indem sie Laura einen finstern Blick zuwarf. Beide junge Damen beeilten sich auf fast komische Weise, ihre Zustimmung hiermit zu erkennen zu geben.

Diese Nacht schlief Laura wieder bei Josephinen und mehr als einmal fuhr sie erschrocken aus dem Schlafe auf und faßte Josephinen krampfhaft und hielt sie fest.

Der Commandant kam am nächsten Tage nicht, um seine Antwort zu holen, sondern schickte statt seiner einen Brief, worin er meldete, daß er sich auf zwei Tage in das Hauptquartier begeben müsse, dann aber werde er wiederkommen und die Festung nochmals angreifen, bis sie capitulirte.

Zwischen jener Discussion mit ihrer Mutter und dem Empfang dieses Briefes war Laura sehr niedergeschlagen und nachdenklich gewesen. Des Egoismus beschuldigt zu werden! Anfangs empörte sich ihre ganze Natur gegen diese Beschuldigung, nach einer Weile aber ward sie, da diese Anklage von einer so verehrten Person ausging, dadurch zu ernster Selbstprüfung genöthigt. Das arme Mädchen sagte bei sich selbst:

»Meine Mutter besitzt viel Scharfblick. Täusche ich mich

wirklich über mich selbst? Würde sie glücklich seyn und stehe ich ihr im Wege?«

Sie bat ihre Schwester, mit ihr einen Spazirgang im Park zu machen, um gegen alle Unterbrechung gesichert zu seyn.

»Ich weiß nicht, was ich denken soll,« hob sie an. »Ich verstehe meine eigene Schwester nicht. Warum bist Du so ruhig und kalt, während ich von der martervollsten Ungeduld gequält werde? Hast Du einen Entschluß gefaßt, ohne ihn deiner Laura anzuvertrauen.«

»Nein, liebe Laura,« entgegnete Josephine, »ich bin kaum eines Entschlusses fähig. Ich lasse mich von der Strömung treiben.«

»Aber was soll daraus werden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wirst Du denn Herrn Raynal heirathen? Beantworte mir diese Frage.«

»Ich würde mich nicht wundern, wenn er mich heirathete.«

»Aber Du hast ja nein gesagt.«

»Ja, einmal hab' ich nein gesagt.«

»Und bist Du nicht gesonnen, es nochmals zu sagen?«

»Was würde es nützen? Du hörtest ihn selbst sagen, daß er sich dadurch nicht abweisen lassen würde, und er ist mir zu gleichgiltig, als daß ich auf meinem Worte beharren sollte.«

»Aber wenn er Dich nun unaufhörlich belästigt?«

»Ja, er ist wie Du — ganz Energie, zu allen Stunden. Ich habe so wenig, wo mein Herz betheiligt ist. Er scheint einen Wunsch zu haben. Ich habe nach keiner Richtung hin einen Wunsch und mein Gewissen sagt: Heirathe ihn.«

»Dein Gewissen sagt: Heirathe diesen Mann, während Du einen Andern liebst?«

»Das verhüte der Himmel! Ich liebe keinen Mann. Ich habe geliebt, aber jetzt ist mein Herz todt und sagt nichts, und mein Gewissen sagt: Du bist die Ursache von allen Leiden deiner Mutter — Du bist die Ursache, daß Beaurepaire verkauft ward. Jetzt kannst Du dieses Unheil wieder gut und gleichzeitig einen braven Mann, unsern Wohlthäter, glücklich machen. Es ist eine große Versuchung. Ich weiß gar nicht einmal, weshalb ich überhaupt nein sagte — vielleicht geschah es aus Ueberraschung — vielleicht Dir zu gefallen, liebe Schwester.«

Laura stöhnte.

»Aber bist Du denn so wenig werth, daß Du Dich an einen Mann wegwerfen willst, der Dich nicht liebt?«

»O er wird mich lieben — das sehe ich.«

»Er braucht Dich aber nicht; er ist schon so vollkommen glücklich.«

»Nein, Laura, glücklich ist er nicht. Er ist blos wacker und gut und deshalb zufrieden und er ist ein Charakter, den man leicht — kurz, ich fühle hier meine Macht. Ich könnte diesen Mann glücklich machen. Er hat nicht einmal Jemanden, an den er schreiben kann, wenn er fern von seiner Heimath ist — der arme, gute Mann!«

»Du raubst mir alle Geduld, Josephine. Du verfällst wieder in deine alte Gewohnheit, an alle Leute zu denken, nur nicht an Dich selbst. So lange es sich um Kleinigkeiten handelte, habe ich Dich gewähren lassen, aber ich liebe Dich zu sehr, um so etwas zu gestatten, wenn dein ganzes Lebensglück auf dem Spiele steht. In einer Beziehung muß ich zufriedengestellt werden, oder diese Heirath soll niemals stattfin-

den. Ich werde dann blos drei Worte zu diesem Raynal sagen, die der Sache sofort ein Ende machen. Ich überlasse Dir, zu errathen, was für drei Worte es seyn werden.«

»Meine arme Laura,« entgegnete Josephine, »Du wirst nichts sagen, denn wenn Du es thust, so werden meine Mutter und Herr Raynal darunter leiden. Was mich betrifft, so schmerzt es mich, ihn abzuweisen, aber ich hätte durchaus nichts dagegen, von ihm abgewiesen zu werden.«

»O diese ungeheuerliche, diese steinharte Gleichgiltigkeit! Ich drohe nun nicht mehr, ich bitte. Meine Schwester, sey offen gegen mich, wenn ich nicht etwa deine Liebe verloren habe.«

»Ich will mit Dir sprechen, Laura, wie mit einem Engel.«

»Dann laß mich das Innerste deines Herzens sehen.«

»Wie kann ich das?«

»Wie meinst Du es?«

»Ich kann mein eigenes Herz nicht ergründen.«

»Josephine!«

»Deine Liebe oder die unserer Mutter oder die Herrn Raynal's oder sonst eines Menschen kann ich ergründen, aber nicht meine eigene. Kannst Du es mit der deinen thun?«

»Wohlan denn, beantworte mir blos eine Frage, und ich will in deinem Herzen lesen: Wenn Camill Dujardin auf der einen und Herr Raynal auf der andern Seite stünde und Beide deine Hand verlangten, welchen würdest Du nehmen?«

»Das wird niemals geschehen. Wessen Hand ich ergreifen würde, fragst Du? Sicherlich nicht die des Mannes, den ich verachte. Achtung kann zur Liebe reifen, aber womit müßte Verachtung enden?«

»Ich bin zufriedengestellt. Nur noch eine einzige Frage und ich bin fertig. Gesetzt, es solle sich herausstellen, daß Camill nicht ganz — wie soll ich sagen — nicht ganz zu verdammen wäre?«

»Dann soll die ganze Welt mich nicht von ihm trennen. Aber warum marterst Du mich durch eine solche Frage? Ha, ich sehe — o Himmel, Du hast etwas gehört — ich war blind. Deshalb willst Du mich von dieser unnatürlichen Verbindung retten! Du willst mir die gute Nachricht allmälig beibringen. Dies ist nicht nöthig. Rasch — rasch — theile sie mir ganz mit. Ich habe drei Jahre gewartet. Ich bin des Wartens müde. Warum sprichst Du nicht? Warum sagst Du mir es nicht? Dann will ich Dir's sagen: Er lebt — er ist wohl — er kommt! Er war nicht der, welchen jene Soldaten sahen — sie waren zu weit entfernt. Wie konnten sie mit solcher Gewißheit sprechen! Sie sahen eine Uniform, aber kein Gesicht. Vielleicht ist er gefangen gewesen und hat nicht schreiben, eben so wenig als kommen können. Aber jetzt kommt er. Warum stöhnst Du? warum wirst Du bleich? — Ach, ich sehe, ich habe mich abermals getäuscht. Ich war von Sinnen. Er, den ich liebe, ist immer noch ein Verräther an Frankreich und an mir und ich bin elend für immer. O, daß ich todt wäre! o, daß ich todt wäre! Nein, sprich nicht mit mir — achte nicht auf mich. Dieser Wahnsinn wird vorübergehen, wie er früher vorübergegangen ist, und ich werde wieder dastehen, wie eine Todte unter den Lebenden — und so ist es auch am besten. O, meine Schwester, warum erwecktest Du mich aus meinem Traum? Ich trieb so friedlich, so ruhig und so schmerzlos über das todte Meer des Herzens nach den lebendigen Wassern der Dankbarkeit und Pflicht. Ich stand im Begriff, mehr als eine würdige Seele glücklich zu machen.

und indem ich sie glücklich gesehen, wäre ich zufrieden und nützlich gewesen. Was bin ich nun? Ich hätte andere Herzen getröstet und wäre freudenvoll und jung gestorben, denn Gott ist gut. Er erlöst die Guten und Geduldigen bald von ihrer Bürde!«

Und stille Thränen begannen der Armen das Herz leichter zu machen. Der kurze Sturm legte sich und die Geduld begann langsam wieder ihren Sitz in diesem großen Herzen einzunehmen.

»Fluch über den Namen dieses Mannes und Fluch mir, wenn ich ihn jemals wieder vor Dir nenne!« rief Laura. »Du bist klüger als ich und in jeder Beziehung besser. O, Josephine, trockne deine Thränen. Da kommt er, schau, da kommt er durch den Park geritten.«

»Laura,« rief Josephine hastig, »ich überlasse Alles Dir. Empfange Herrn Raynal und lehne sein Anerbieten ab, wenn Du es für recht hältst. Du bist es, die mich am meisten liebt. Meine Mutter möchte mich für ein Haus — für ein Besitzthum dahingeben, die arme, gute Frau!«

»Ich aber würde Dich nicht für die ganze Welt hingeben.«

»Das weiß ich. Ich überlasse vertrauensvoll Alles Dir. Wie Du entscheidest, so werde ich handeln,« und mit diesen Worten nahm sie den Weg nach dem Hause.

»Ja aber geh nicht fort, bleib und höre was ich sage.«

»O nein. Das Antlitz dieses armen Mannes ist mir jetzt unerträglich; laß mich an seine Tugenden denken.«

Laura blieb allein und hatte das Schicksal ihrer Schwester nun in ihren Händen. Sie stützte den Kopf auf die Hände und dachte mit ihrer ganzen Seele: »Was soll ich thun?«

Laura fühlte sich jetzt von etwas beherrscht, was auf

gleiche Weise so Manchen überrascht hat, der kein Thor ist — ich meine den Zweifel.

So lange als die Entscheidung nicht in ihren Händen ruhte, war sie entschlossen. Es ist leicht, in einer ungewissen Sache als Vertheidiger aufzutreten, aber schwer, Richter zu seyn. So lange als Laura opponirte, hatte sie blos das gesehen, was sich gegen die Sache geltend machen ließ, jetzt aber gingen ihr auch über die Vortheile des Projects die Augen auf.

»Welch eine furchtbare Gewalt hat doch der Mann über das weibliche Herz!« dachte sie bei sich selbst »Ich werde meine Schwester niemals von dieser verhängnißvollen Leidenschaft heilen! Ein Gatte könnte es. Und es gibt kein Glück für sie, wenn sie nicht davon geheilt wird. Unsere Mutter betet darum — sie wünscht es. Josephine war gleichgiltig, oder nicht abgeneigt, ehe ich so wahnsinnig war, ihr Urtheil durch jenen Schurken zu trüben, dessen Namen sie niemals wieder hören soll, und in einigen Tagen wird sie diesen Zustand der Gemüthsruhe wiedergewonnen haben. Wohlan denn! Soll sie mich um eines Mannes willen verlieren, den sie nicht liebt, eben so wenig als er sie! Wie kann ich entscheiden? Ha, da ist er schon — der Himmel erleuchte mich!«

»Nun, mein Fräulein,« rief der Commandant mit seiner starken, heiteren, trompetenähnlichen Stimme, »wie befinden Sie sich? und was macht meine Schwiegermutter in spe oder nicht in spe, je nachdem es Ihrer Schwester gefallen wird? Und wie befindet sich diese? Habe ich sie hinweggescheucht? Es waren doch zwei Damen hier und nun sehe ich nur noch eine.«

»Nein, mein Herr, sie verließ mich blos, um Ihnen zu antworten.«

»Um so schlimmer für mich. Ich bin nicht nach Ihrem Geschmack.«

»Sagen Sie das nicht, mein Herr.«

»O es ist kein Verbrechen, mich nicht leiden zu können. Von Fünfzigen gefalle ich vielleicht kaum Einer. Ha, ha, ha! Wir können nicht Alle guten Geschmack haben.«

»Aber mir gefallen Sie, Herr Raynal.«

»Nun, warum wollen Sie dann nicht zugeben, daß ich Ihre Schwester heirathe?«

»Ich habe noch nicht fest beschlossen, daß Sie sie nicht heirathen sollen.«

»Um so besser.«

»Ich glaube, Sie werden mich für sehr unfreundlich, für sehr egoistisch halten und Sie sind nicht der Einzige, der mich so nennt.«

»Egoistisch? Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»O ja, Sie wissen es. Sie wissen nicht, was ich fühlen muß, ich, die ich meine Schwester liebe, wie kein Mann sie jemals lieben kann, ich, deren Herz mein ganzes Leben lang mit ihr eins gewesen ist. Und nun kommt ein Fremder und nimmt sie mir weg, als ob sie nichts wäre.«

»Na, das ist zu toll!« rief Raynal gutmüthig. »Allerdings bin ich, wie Sie sagen, verhältnißmäßig ein Fremder, aber doch nicht so, als wenn ich die Absicht hätte, Sie von einander zu trennen.«

»Sie wollen uns nicht trennen — wenn Sie sie mit nach Egypten nehmen?«

»Ich werde sie nicht mit nach Egypten nehmen.«

»Ja, Sie werden es, Sie wissen auch, daß Sie es thun werden.«

»Was, halten Sie mich denn für einen solchen Barba-

ren, daß ich dieses zarte Geschöpf mit in den Krieg nehmen wollte? Doch es wird gar nicht einmal ein wirklicher Krieg seyn — es wird eine Hetze auf Egypter und Araber — der heiße Sand würde sie ja gleich den ersten Tag ersticken.«

»Ach, mein guter Herr Raynal, Sie wollen sie also nicht von unserer Seite reißen?«

»Nein, Sie verstehen mein Manöver nicht. Ich habe keine Familie. Ich bewerbe mich daher um eine Frau, die mir auch gleich eine Mutter und eine Schwester zubringt. Sie werden beisammenleben, ganz wie zeither, nur müssen Sie mir gestatten, einer der Ihrigen zu seyn, wenn ich zu Hause bin.«

»Und wie oft wird das geschehen?«

»Das kann ich nicht wissen. Ueberdies ist es eben so wahrscheinlich, daß ich in Egypten meinen Tod finde als nicht. Sie ängstigen sich daher ganz umsonst, meine kleine Dame.«

Raynal sprach diesen letzten Trostgrund in einem so lauten und heitern Tone, als wenn er eine frohe Nachricht verkündete.

»Das verhüte der Himmel!« rief Laura. »Und er wird es verhüten, denn nun werde auch ich für Sie beten. Ach, mein Herr, verzeihen Sie mir.«

»Ja, ich verzeihe Ihnen — doch halt, was soll ich Ihnen denn verzeihen?«

»Was Sie mir verzeihen sollen? Daß ich Ihren Werth nicht sogleich in seinem ganzen Umfange erkannt habe. Sie sind der rechte Mann für meine Schwester. Sie liebt zu gehorchen — und Sie sind geboren, um zu befehlen. Uebrigens denkt sie auch niemals an sich selbst. Jeder andere Mann als Sie würde ihre Gutmüthigkeit mißbrauchen, aber Sie sind zu großmüthig, um dies zu thun. Ferner stehen Sie bei ihr in der höchsten Achtung.«

»Mit einem Worte Sie sind ihr Bevollmächtigter und Sie sagen ja, nicht wahr?«

»Warum sollte ich nein sagen? Sie werden einander mit der Zeit glücklich machen — Sie sind beide so gut. Jeder andere Mann als Sie würde sie von meiner Seite reißen, aber Sie sind zu gerecht, zu gütig, um so etwas zu thun. Der Himmel wird Sie belohnen. Nein, ich will es thun. Ich will Ihnen Josephinen geben; ach, mein theurer Schwager, ich gebe Ihnen damit das Kostbarste, was ich auf der Welt habe.«

»Ich danke Ihnen. Also das wäre abgemacht. Hm, nein, noch nicht ganz. Ich vergaß, daß ich Ihnen etwas vorzulesen habe — einen anonymen Brief. Ich bekam ihn diesen Morgen — es steht darin, Ihre Schwester hätte einen Geliebten — lesen Sie selbst.«

Der Inhalt des Briefes war folgender: Ein Freund, welcher die häufigen Besuche des Commandanten in Beaurepaire bemerkt hatte, schrieb ihm, um ihn vor Hinterlist zu warnen. Ohne Zweifel stünde dem neuen Besitzer von Beaurepaire die Wahl von beiden jungen Damen frei. Beide aber hätten bereits einen Geliebten, und obschon diese Anbeter Befehl hätten, sich entfernt zu halten, bis der Commandant angebissen hätte, so könne er doch überzeugt seyn, daß wenn er eine oder die andere von den jungen Damen heirathete, der Anbeter bald darauf zum Vorschein kommen, vielleicht bei der Hochzeit zugegen seyn würde.

Es war mit einem Worte einer jener vergifteten Pfeile, die ein gemeiner rachsüchtiger Feigling abzuschließen pflegt.

Es war der erste anonyme Brief, den Laura jemals gesehen. Sie kam darüber von Sinnen. Raynal that es leid, daß er ihn ihr gezeigt.

Sie ward abwechselnd roth und blaß und der Athem versagte ihr.

»O, warum bin ich nicht ein Mann? Warum trage ich nicht einen Degen? Ich würde ihn diesem feigen Schurken durch's Herz stoßen, diesem Teufel, denn nur ein Teufel kann einen Engel, wie meine Josephine, verleumden! O, sie wird niemals sich mit Ihnen vermälen, wenn sie diesen Brief sieht.«

»Dann zeigen Sie ihr ihn ja nicht etwa und nehmen Sie sich die Sache doch nicht so zu Herzen. Das Wort eines Diebes, welcher selbst gesteht, daß seine Geschichte ein Ding ist, welches er nicht mit seinem Namen zu unterzeichnen wagt, gilt in meinen Augen nichts — auf alle Fälle werde ich nicht sein Wort gegen das Ihre in die Wagschale legen. Deshalb aber stelle ich eben die Frage an Sie. Ich bin ein ehrlicher Mann, aber kein complaisanter. Ich würde nicht ein so unbesorgter Ehemann seyn, wie viele, welche ich kennen gelernt. Ich würde meinen Honig nicht von Wespen umsummen lassen. Wenn mein Weib einen Anbeter hätte, so würde ich ihr keine Vorlesung halten — was könnte das auch nützen? Ich würde ihn auf der Stelle umbringen. Nähme sie dann einen andern, so würde ich ihn dem ersten nachsenden, und so immer weiter, bis einer mich umbrächte.«

»Und das wäre den Elenden ganz recht.«

»Ja, aber auch um meiner selbst willen mag ich keine Frau heirathen, die einen andern Mann liebt. Also sagen Sie mir die reine Wahrheit.«

»Mein Herr, dieser Brief ist eine niederträchtige Verleumdung. Ich habe keinen Geliebten. Ich habe einen jungen Narren, der zuweilen hierher kommt und mich neckt, aber das ist kein Geheimniß. Er ist nicht hier.«

»Aber warum?«

»Weil er auf dem Krankenbette liegt, der arme junge Mann!«

»Und Ihre Schwester?«

»Meine Schwester? Fragen Sie meine Mutter, ob sie einen Liebhaber hat.«

»Wozu soll ich Ihre Mutter fragen? Ich frage Sie. Sie könnte keinen Geliebten haben, ohne daß Sie es wüßten.«

»Das sollte ich auch meinen. Wohlan, mein Herr, ich habe sie seit drei Jahren außer mit Herrn Rivière mit keinem jungen Manne auch nur drei Worte sprechen sehen.«

»Das ist genug,« entgegnete er und riß den Brief ruhig in tausend Stücke.

Laura sah nun, daß sie ein wenig aufrichtiger seyn könnte und fuhr fort:

»Verstehen Sie mich wohl, ich kann nicht von dem sprechen, was geschehen ist, als ich noch Kind war, wenn sie aber jemals ein derartiges Verhältniß gehabt hat, so hat sie es wenigstens nicht weiter verfolgt, denn sonst hätte ich den Gegenstand im Laufe der Jahre doch zu sehen bekommen müssen.«

»O, was flüchtige Liebeleien betrifft, so spreche ich nicht davon. Ein liebenswürdiges Mädchen wächst nicht auf, ohne daß Einer oder der Andere ihr einigen Unsinn ins Ohr flüsterte. Ich selbst würde oft auf diese Weise geliebelt haben, aber ich hatte niemals die Zeit dazu. General Bonaparte läßt einem wohl Zeit zum Essen und Trinken, aber nicht zum Schlafen oder Liebeln, und das erinnert mich daran, daß ich noch einen tüchtigen Weg zurückzulegen habe. Somit leben Sie wohl, Schwägerin, nicht wahr?«

»Ja, leben Sie wohl, Schwager.«

Als Laura allein war, stiegen einige bange Ahnungen in ihr auf. Sie hatte sich nicht ganz unzweideutig gegen einen

Mann ausgesprochen, dessen biederes, aufrichtiges Gemüth ihn hätte schützen sollen. Aber ein Feind hatte Josephinen angeklagt, und es war daher für Laura ganz natürlich, daß sie ihre Schwester zu vertheidigen suchte.

»Glaubte er denn wirklich, daß ich meine eigene Schwester bloßstellen würde?« sagte sie ärgerlich bei sich selbst.

War dieser Aerger nicht eine geheime Unzufriedenheit mit sich selbst?

Laura hatte sich schon vor dieser lebhaften Unterredung mit Raynal gegen die beantragte Verheirathung Josephinens immer wenig abgeneigt gefühlt. Sein Versprechen, sie nicht mit nach Egypten zu nehmen, gab den Ausschlag. Auch der anonyme Brief entzündete in ihr das Feuer des Zornes und des Widerstandes.

»Also,« sagte sie bei sich selbst, »wir haben einen Feind, welcher sich bemüht, dieses Bündniß zu vereiteln.«

Unentschlossenheit war, wie wir wissen, keine Eigenschaft dieser jungen Dame. Sie entschied nicht blindlings in einer so wichtigen Sache, aber nachdem ihre Entscheidung einmal gegeben war verbannte sie alle weiteren Einwendungen und Befürchtungen. Die Zeit dazu war vorüber; sie waren gehört worden.

Sie begab sich zu Josephinen.

»Nun, liebe Schwester,« sagte Josephine, »hast Du ihn fortgeschickt?«

»Nein.«

Josephine lächelte.

»Es ist leicht zu sagen: Sprich nein, aber es ist nicht so leicht, dieses Nein auszusprechen, besonders wenn man fühlt daß man ja sagen sollte und auch keinen andern Wunsch hat, als Andern eine Freude zu bereiten.«

»So zaghaft bin ich aber nicht,« entgegnete Laura. »Ich empfinde da, wo es Dir und deinem Lebensglück gilt, stets einen starken Wunsch. So lange ich in Zweifel war, zögerte ich, jetzt aber zweifle ich nicht mehr. Ich habe eine lange Unterredung mit ihm gehabt. Er hat mir sein ganzes Herz geoffenbaret. Er ist der beste Mensch — von Kleinlichkeit oder Gemeinheit ist keine Spur. Und dabei ist er ein Mann durch und durch. Ich erkenne das daran, daß er in seiner ganzen Art und Weise das Gegentheil von einem Weibe ist, und Ihr werdet ganz ausgezeichnet zusammen passen. Ich habe entschieden, Josephine — keinen Zweifel mehr, liebe Schwester; keine Thränen, keinen Streit mehr. Wir sind Alle eines Sinnes.«

»Um so besser!«

»Umarme mich, ich liebe Dich! O niemals liebt eine Schwester die andere, wie ich Dich liebe. Ich habe dein Glück begründet.«

»Denke nicht an mein Glück, denke blos an unsere Mutter, denke an —«

»Dein Glück geht vor allem Andern. Es wird kommen, vielleicht nicht sogleich, aber es wird kommen. Also in vielleicht vierzehn Tagen vermälst Du Dich mit Herrn Raynal.«

»Du hast es also abgemacht?«

»Ja.«

»Wie — schließlich?«

»Ja.«

»Aber weißt Du auch gewiß, daß ich ihn so glücklich machen kann, wie er verdient?«

»Ganz gewiß.«

»Ich glaube es auch, dennoch —«

»Es ist abgemacht, Theure,« sagte Laura beschwichtigend.

»O welch ein Trost! — welch eine Last hast Du mir vom Herzen genommen!«

»Es ist entschieden, liebe Schwester, und durch mich.«

»Dann bin ich beruhigt. Du bist meine beste Freundin. Ich werde Pflichten zu erfüllen haben. Ich werde Gutes thun können. Alle waren auch schon dafür, nur Du nicht.«

»Und nun bin ich mehr dafür als irgend Jemand. Es ist abgemacht.«

»Der Himmel segne Dich, liebe Laura — Du hast deine Schwester gerettet. O, Camill — Camill! Warum hast Du mich verlassen!«

Sie begann fürchterlich zu weinen und zu schluchzen. Laura weinte an ihrem Halse, sagte aber nichts. Auch sie war ein Weib uud fühlte, daß diese verzweifelnden Worte die Einwilligung waren, sich einem Manne zu vermälen den sie achtete, aber nicht liebte. Es war der letzte verzweifelnde Schrei der Liebe, welche einen hoffnungslosen Kampf aufgab.

Und in der That waren dies die letzten Worte, die über diesen Gegenstand zwischen den Schwestern gewechselt wurden.

Es war entschieden.

Und nun trat Jacintha ein, um zu melden, daß die Stunde des Diners nahe sey.

Sie beeilten sich ihre Thränen zu trocknen und ihre rothen Augen zu waschen, damit ihre Mutter nicht sehen möge, daß sie geweint hatten.

* * *

»Nun, mein Fräulein,« sagte Raynal zu Josephinen, »Ihre Mutter und Ihre Schwester willigen ein, aber was sagen Sie denn, denn ich bewerbe mich ja um Sie und nicht um diese. Haben Sie den Muth, sich einem rauhen Soldaten anzuvertrauen, wie ich bin?«

»Sprich, Josephine,« sagte die Baronin.

Denn die delicate Frage ward offen und gerade heraus in Gegenwart der drei Damen gethan.

»Mein Herr,« sagte Josephine schüchtern, »ich will eben so offen und frei mit der Sprache herausgehen wie Sie. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigen.«

Raynal sah verblüfft eine der Damen nach der andern an.

»Schwiegermutter, heißt das ja oder nein?«

»Das Wort nein habe ich nicht gehört — hörten Sie es vielleicht?« entgegnete die Baronin.

»Nein, geradezu nein hat sie nicht gesagt.«

»Dann hat sie ja sagen wollen.«

»Dann bin ich ihr sehr verbunden.«

»Sie haben wenig Ursache dazu, mein Herr.«

»O ja, die hat er!« rief die Baronin. »Und somit nehmen Sie mein geliebtes Kind, Sie wackerer Mann, den ich aus der ganzen Nation zu meinem Sohne gewählt haben würde.«

»Auch ich habe noch nie eine alte Dame kennen gelernt, die ich, ausgenommen meine leibliche, so gern meine Mutter hätte nennen mögen, wie Sie.«

»Sie haben einen einzigen Fehler — Sie können niemals ruhig sitzen bleiben und plaudern.«

»Daran ist der General Bonaparte Schuld. Morgen muß ich zu ihm nach Paris.«

»So bald schon? Heute Abend aber bleiben Sie bei uns — darauf bestehe ich. Ich würde es übel nehmen, wenn Sie uns jetzt verlassen wollten.«

»Nein, nein, ich werde den ganzen Abend da bleiben. Und nun möchte ich Ihnen etwas sagen, was ich aber diese beiden jungen Damen nicht hören lassen möchte, liebe Schwiegermutter.«

»Das ist ein Wink für Euch, meine Töchter,« sagte die Baronin.

»Und ein ziemlich deutlicher,« sagte Laura den Kopf emporwerfend.

Ueber den Gegenstand dieser geheimen Unterredung zwischen der Baronin und Raynal verlautete nichts, die Baronin schien aber dadurch in die glücklichste und gleichzeitig liebevollste Gemüthsstimmung versetzt worden zu seyn.

»Dieser Mann ist ein Engel, liebe Töchter!« rief sie, »er denkt an Alles. Ich werde von nun alle so gerad ausgehende Leute lieben, während ich früher einen förmlichen Abscheu vor ihnen hatte. Du bist ein glückliches Mädchen, Josephine, und ich bin eine glückliche alte Frau!«

Josephinens Antlitz verklärte sich durch die Freude ihrer Mutter, dann drehte sie sich rasch herum und sah Laura an, deren Gesicht ebenfalls von ungeheuchelter Freude strahlte.

»Ach!« rief Josephine, »welch ein Trost ist es, daß wir Alle wieder eines Sinnes sind!«

Die Hochzeit ward auf den vierzehnten Tag festgesetzt.

Den nächstfolgenden Morgen wurden die Garderoben durchwühlt. Die seidenen Musselin- und Spitzenkleider ihrer glücklichen Tage wurden hervorgesucht und über jedes dieser Kunstwerke ernste Discussionen gehalten. Laura war thätig und geschäftig. Die Baronin warf das Gewicht ihres Urtheils und ihrer Erfahrung in die Wagschale, Josephine lächelte, so oft Laura oder die Baronin sie ansahen.

So glitten die friedlichen Tage vorüber, und so ließ Josephine sich von der Strömung dem Hafen der Ehe entgegentragen.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.